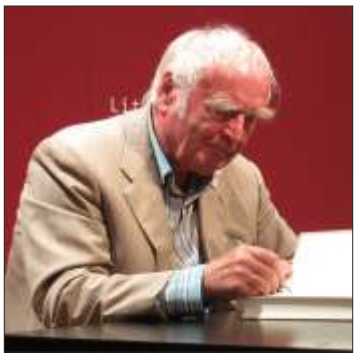
Diakonie
Evangelisches
Seniorenwerk

Bundesverband für Frauen
und Männer im Ruhestand e.V.

Geben und Nehmen
Entschärfter Generationenkrieg

Informationsbrief
Nr. 71/1-2012
für
Januar
Februar
März



Jahreslosung für das Jahr 2012
Jesus Christus spricht:
Meine Kraft ist in den
Schwachen mächtig
2. Korinther 12,9

Liebe Leserinnen und Leser!

Der schlaue und agile Kleine besiegt den ungeschickten, kräftigen Großen: Wir kennen dieses Bild von David und Goliath, von Odysseus und Polyphem aus Bibel und Mythologie. Das Jesus-Wort unserer neuen Jahreslosung „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“, die uns der Pfälzische Diakoniepfarrer Bähr auslegt, meint sogar noch mehr. Nicht nur, dass die Hilfebedürftigen ihre Würde und Einmaligkeit haben. Sondern Gottes Wort mobilisiert Kräfte und Ressourcen für sie alle: Behinderte und Pflegebedürftige, Arme und Schwache, Kranke und Niedergedrückte werden der Gnade Gottes teilhaftig. Gottes Hilfe ist bei ihnen.

Dass gesunde Jüngere für die in ihrer Kraft nachlassenden Alten eintreten, ist der Würde der alten Menschen und dem Gebot, Vater und Mutter zu ehren, geschuldet. Diese Generationen-Last wird kontrovers diskutiert. Leben wir im Alter auf Kosten nachwachsender Generationen? So fragen wir auch beim Aufspannen der Milliarden teuren Rettungsschirme für den nun zehn Jahre alten Euro. Die Generationenfrage beschäftigt zunehmend unser Evangelisches Seniorenwerk. Es stellt seine Jahrestagung 2012 in Berlin, wo es künftig residieren wird, unter das Thema Generationen-Beziehungen.

Dass fitte Alte in Familie, Ehrenamt, Kirchen und Vereinen Wertvolles beitragen, steht außer Frage. Aber auch jene alten Menschen, deren Kräfte nachlassen, können durch Loslassen und durch ihren Blick in jenseitige Welten erhellende Beispiele für Jüngere abgeben. Ihre spirituelle Transzendenz erweist sich als geistliche „Kraft der Schwachen“. Wie kleine Schritte große Wirkung entfalten können, wird am politischen Lebenswerk des nun 90 Jahre alt werdenden Egon Bahr deutlich.

Möge solch transzendierende Glaubenskraft auch im neuen Jahr in uns lebendig bleiben, wünscht

Ihr

Inhalt

2 Grußwort
3 Inhalt
4 Andacht

Kurzgeschichte

6 Zugverspätung

Aus Kirche, Politik und Gesellschaft

8 Der Generationskrieg findet nicht statt
13 Das Ozonloch im Geldschleier
16 Gegen Klischees und Barrieren
18 Einsätze Älterer erleichtern
19 Rente auskömmlicher machen
20 Koffer in Berlin
21 Für die Betroffenen aktiv
22 Die neue Gesundheitskarte kommt
23 Online gegen den Nachwuchsmangel
24 Neue Zielgruppen gewinnen
24 Setzt den Rahmen für Engagierte
25 Älteren eine Chance
25 Höchste Zeit für Hilfe
26 Vertrauen durch kleine Schritte
30 Wurzeln im christlichen Himmel
31 Schöpfer von Helden des Innern

Aktuelle Seniorenthemen

32 Mehr auf das Leben blicken
43 Türken-Jungen spielt Jesuskind
45 Weihnacht in der Wüste

Aus den Evangelischen Seniorenwerk

47 Kranke und Schwache nicht vergessen
48 Im Sterben nicht allein lassen
53 Maschine oder Bruder Christi?
58 ESW in Presse: Zielorientiert leben
59 Schöne Woche in der Rhön
60 In Hamburg vertreten
60 ESW-Tagung zur Generationenfrage
61 Bleibende Zeichen setzen
62 Frohgemut wandern
64 Bedrängnis und Schwermut überwinden
66 Einprägsame Schrift gestellt
66 Kronenkreuze in die Pfalz
67 Unterwegs zu den Menschen
67 Bahn soll Ältere nicht abhängen
69 Stärken einsetzen - Schwächen vorleben
70 Leserbrief: Freue mich auf neuen Brief

Hinweise und Mitteilungen

70 Für Sie gelesen
72 Wer soll das lesen?
73 Barrierefrei planen und bauen
73 Der Vorstand tagt
74 Aufnahmeantrag
75 „Dann brauch ich Dich“
75 Impressum

Andacht von
Landesdiakonie-
pfarrer
Albrecht Bähr,
Speyer

Gnade Gottes als Gegen-Entwurf
Gedanken zur Jahreslosung 2012

„Jesus Christus spricht: ‚Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig' “.

2. Korinther 12,9

Liebe Leserinnen und Leser, noch leuchtet der Morgenstern der Nachweihnachtszeit. Noch spüren wir etwas von der Wärme und dem Glanz, der uns durch die Geburt des Sohnes Gottes nicht nur die Stuben, sondern auch in die Herzen durchdringt.

Getragen von der Freundlichkeit und Liebe Gottes schreibe ich meine Gedanken zur Jahreslosung. Ich lese sie als die Fortführung der Weihnachtsbotschaft. Der Mensch gewordene Gott bekennt sich zu uns. Insbesondere aber zu den Schwachen, Ausgegrenzten und in ihrer Würde beschnittenen Menschen. Dazu ist Jesus Christus auf die Welt gekommen, dass er das Schwache stark macht und einen Neuanfang wagt. Mitten in eine Welt hinein, die von Egoismus, Gier, Macht und Selbstherrlichkeit regiert wird.
Gott ist in den Schwachen mächtig. Klingt dies nicht absurd? Die Mächtigen dieser Welt gebärden sich als die Starken, die das Schwache unterdrücken, die Gewalt, Terror, Krieg in Kauf nehmen, um ihre Position zu halten. Gierig spekulieren sie auf den Märkten mit Nahrungsmitteln, egal ob dadurch der Hungertod vieler die Folge ist. Nein, Schwäche ist nicht angesagt in der Weltordnung. Damals wie heute.

Die Diakonie ist der Überzeugung, dass die Schwachen und Armen die Lieblinge Gottes sind! Der Mensch gewordene Gott wird in Armut in einer Krippe geboren. Ein erster Hinweis dafür, wo er seinen Schwerpunkt auf dieser Erde setzt. Wie ein roter Faden zieht sich Gottes Solidarität für die Schwachen und Armen, die Gebeugten und Entrechteten durch die Heilige Schrift. Betrachten wir Jesus Wirken, so wird dies noch deutlicher. Statt in den Zentren der Macht mit der Verkündigung des Reiches Gottes zu beginnen, geht er an die Peripherie nach Galiläa, sucht dort die Schwachen, Armen, Kranken, Entrechteten auf, nimmt sie durch seine Taten in die Mitte der Gesellschaft und schenkt und bestätigt ihnen damit die unzerstörbare Würde, die uns als Kinder Gottes gegeben ist. Er, der selbst ohnmächtig und schwach stirbt, von Gott auferweckt und ins Recht gesetzt wird, propagiert eine Ethik, die die Nöte der Ohnmächtigen in den Blick nimmt.

Weil Gottes Kraft in den Schwachen mächtig wird, will Diakonie stark für die anderen sein.

Der ehemalige Bundesverfassungsrichter Helmut Simon sagt: „Wer wenig hat, der muss viel im Recht bekommen“. Die Diakonie nimmt dieses Postulat ernst und sieht ihr politisches Mandat in einer Lobbyarbeit für die Menschen, die aus sich heraus zu schwach sind oder schwach gehalten.

Diakonie stark für andere - lehnt es daher ab, dass Menschen mit Migrationshintergrund nur dann bei uns einen Aufenthalt bekommen, wenn sie unser Wirtschaftssystem bereichern.

Diakonie stark für andere - lehnt ab, dass Langzeitarbeitslosen durch die Instrumentenreform künftig die Zuschüsse für Fort- und

Weiterbildung und Qualifikation gestrichen werden.

Diakonie stark für andere - setzt sich dafür ein, dass Kindertagesstätten so ausgebaut werden, um auch benachteiligten Kindern unserer Gesellschaft eine Perspektive für die Zukunft zu ermöglichen. Aus diesem Grunde sagen wir „Nein“ zu einem Betreuungsgeld, weil es den Schwächsten in der Gesellschaft nicht dient.

Ein Prinzip der Diakonie lautet: Die Letzten sollen die Ersten werden. Dies ist ein Gegen-Entwurf zu einer Gesellschaft, die Leistung, Ansehen, Geld und Einfluss als begehrenswerte Ziele formuliert, denen sich alles andere unterordnen muss.

Zurzeit hält die Welt den Atem an, wie es mit ihrer Wirtschaft weiter geht. Rettungsschirme wurden und werden gespannt, Milliarden Euro werden mit beängstigender Leichtigkeit hin und her geschoben. Um die Schulden in den Griff zu bekommen, treten Bund, Länder und Kommunen auf die Bremse. Dies trifft vor allem diejenigen, die für diese Misere nichts können, die Schwachen, Armen, Entrechteten, die die keine Lobby haben.

Als Antwort auf die Jahreslosung sagt die Diakonie „Nein!“ dazu.

Soziale Gerechtigkeit ist ein hohes Gut, das es zu verteidigen gilt. Es darf nicht sein, die Lasten den Schwächsten aufzubürden.

Neben dem politischen Mandat, das aus der Jahreslosung erwächst, gibt es aber auch einen ganz individuellen Trost für all die Menschen, die spüren, dass Schwäche sie umgarnt. Ich denke an die vielen Älteren in unserer Gesellschaft, die auf Hilfe durch andere angewiesen sind, um ihr tagtägliches Leben zu gestalten. Unsere Jahreslosung gilt denen, die vielleicht an ihrer Schwäche verzweifeln, deprimiert sind.

Gottes Kraft ist in den Schwachen mächtig. Gott solidarisiert sich mit den Menschen in ihrer Schwachheit und sagt einfach: „Ich bin dabei, ich lasse euch nicht fallen, ich weiß um euer Leid und ihr seid mir in eurer Lebenssituation kostbar und wertgeachtet“. Aus diesem Grunde ist mir der Halbsatz vor der Jahreslosung bedeutsam. „Lass dir an meiner Gnade genügen“. Die Gnade Gottes ist das, was letztendlich hält und trägt und was uns in diesem neuen Jahr als unbeirrbare Hoffnung geleiten soll. Wir stehen unter Gottes Gnade, auch in den Stunden der Schwachheit, auch dann, wenn wir so schwach werden, dass wir hier auf Erden unseren Platz räumen müssen. Die Gnade Gottes wird uns nie verlassen. Ein hoffnungsvoller Gedanke, ein Gegen-Entwurf gegen all das, was anscheinend in der Welt so besonders wichtig ist. Gott steht zu dir, egal wie stark oder schwach du bist. Er sagt zur dir: „Fürchte dich nicht, ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.“

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen ein gesegnetes, friedvolles und in Gottes Güte geborgenes Jahr 2012.

Am Anfang des neuen Jahres bin ich eingeladen hinzuschauen:

Wo stehe ich vor einem Umbruch?

In welchen Bereichen gibt es einen Neuanfang?

Durch welche Türe muss ich gehen?

Fredy F. Henning

Zugverspätung
Eine Kurzgeschichte von Dieter Spazier

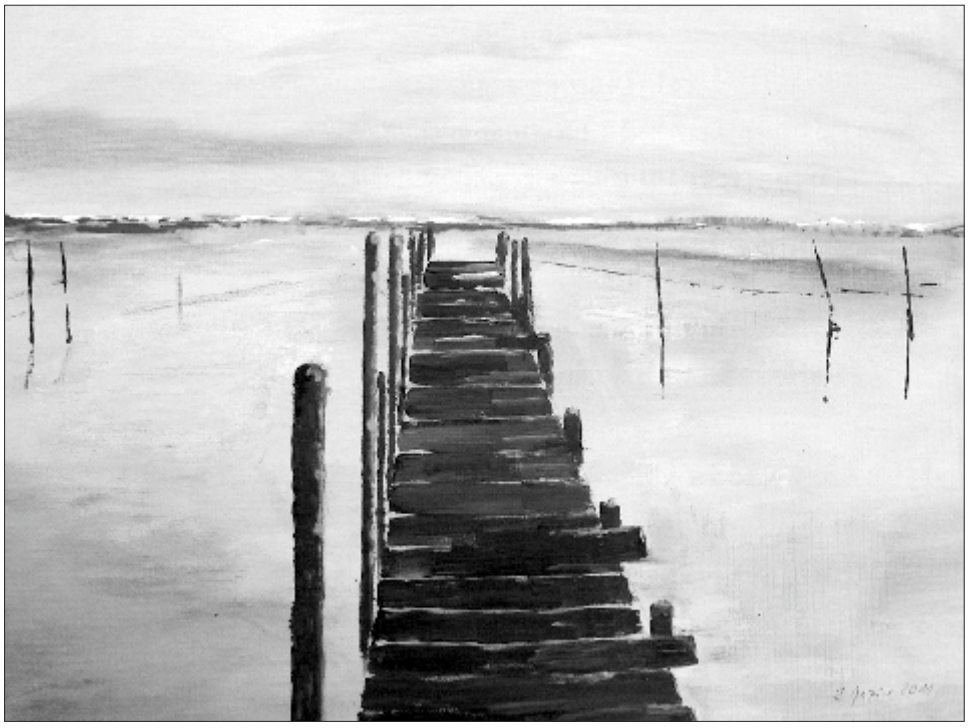
Am Ende eines längeren Telefonats hatte sie, die fünfundvierzigjährige Annegret Wegscheidt, zu ihm gesagt, es sei nun endgültig zwischen ihnen aus. Sie sagte ihm auch die Gründe dazu. Diese stritt er nicht ab. Aber er bestand darauf, dass man sich noch einmal zusammensetzte und versuchen sollte, das vollständige Bild von der langjährigen Geschichte ihrer Beziehung genau anzusehen. Dann zeigten sich, meinte er, sicher auch viele, wenn nicht überhaupt in der Überzahl positive Momente. Sie hätten sich ja seinerzeit nicht blindlings füreinander entschieden. Das alles wäre so ruhig wie möglich noch einmal durchzugehen. Er nehme sie freilich ernst und lasse ihr das Recht, sich so oder so zu entscheiden. Nur, und das solle sie fairer Weise auch ihm einräumen, teile er nicht ihre Sicht der Dinge, sondern halte sie im Wesentlichen für Missverständnisse.

Sie willigte nach einigem Zögern ein, sich zu treffen und Wolfgang war bereit, die dreihundert Kilometer Anreise per Bahn auf sich zu nehmen. Gut, hatte sie gesagt. Sie erfragte die genaue Ankunftszeit, um ihn am Altonaer Bahnhof abzuholen. Ihre Fahrt von Husum war kurz. Ohne großen Aufwand sollte das Treffen in einem kleinen Café in der Nähe stattfinden. Ein paar Stunden nur. Das hatte sie ausdrücklich Kai-Uwe Richter zugesichert, damit sich sein Argwohn mildern sollte. Im Unterschied zu Wolfgang war er ein ausgesprochen extravertierter, im Grunde ein lauter Mensch. Mit zwei Compagnons zusammen betrieb er eine wirtschaftlich ziemlich ertragreiche Hausmaklerfirma in Husum. Im Übrigen liebte er es, ob es privat, berufs- oder vereinsbezogen war, ausgiebig zu feiern. Er war dabei ein guter Unterhalter. In den zwei Jahren des Zusammenseins mit Annegret hat er sich große Auslandsreisen mit ihr einfallen lassen. Das imponierte ihr sehr. Vielleicht bestand darin auch ein Hauptmotiv, sich von Wolfgang zu trennen. Wolfgang war an einem wissenschaftlichen Institut für Geologie in Berlin tätig, wo gestützt auf Satellitenbeobachtung und moderne Tiefseeerkundung durch Roboter Grundlagenforschung betrieben wurde. Das war eine Arbeit, die große Geduld und Ruhe erfordert. Wolfgang war wiederholt bescheinigt worden, sich charakterlich gerade dafür besonders zu eignen. Ihm war sein Tun kein Thema für geselligen Plausch. Als Lehrerin an einer Grundschule war ihr die langen gemeinsamen Jahre hindurch das Zusammenleben mit Wolfgang das erwünschte stressfreie Zuhause, wo sie sich regenerieren konnte. Sie wohnten seit 1992 bei seinen inzwischen betagten Eltern in deren Haus in Bernau. Bei einem Urlaub an der deutschen Nordsee traf dann Annegret zum ersten Mal ihren jetzigen Partner Kai-Uwe Richter. Vor zwei Jahren war sie seinem hartnäckigen Werben erlegen und verließ ihren Wolfgang. Sie verließ auch ihre beiden Kinder: Nadine, die mit jetzt 23 in Berlin Kunstwissenschaft studiert, und ihren noch zuhause wohnenden Sohn Dirk, der 16 ist und weiter beim Vater und den Großeltern in Bernau lebt. Noch läuft kein Scheidungsverfahren. Darüber vor allem musste jetzt gesprochen werden. Kai-Uwe drängte darauf.

Noch gestern Abend hat ein ziemlich erregtes Streitgespräch der neuen Partner, bei dem er ihr bisher nicht gekannte Forderungen stellte, Annegret den Nachtschlaf gekostet. Auf der Bahnfahrt nach Hamburg-Altona hat sie vergeblich versucht, sich auf das bevorstehende Treffen mit Wolfgang einzustellen. Was eigentlich binde sie an den Husumer Freund, fragte sie sich. Und ihr fiel keine Antwort ein. Sie hatte sich von bloßen Gefühlen bestimmen lassen. Diese sagten, dass Kai-Uwe der richtige sei. Sie erschrak bei der Einsicht, eigentlich fast gar nichts von ihm zu wissen, seinen Charakter im Grunde überhaupt nicht zu kennen. Sie begann, die beiden Männer miteinander zu vergleichen. Ihr wurde heiß und schwindelig im Kopf.

Inzwischen saß Annegret schon auf einer Bank am Gleis 7 des Altonaer Bahnhofs. Sie hatte

schon die Angst, wenn jetzt pünktlich der Zug aus Berlin einliefe, Wolfgang einfach in die Arme zu fallen, was sie mitnichten vorhatte. Doch da ernüchterte sie der Bahnhofslautsprecher, der verlauten ließ, der ICE aus Berlin werde voraussichtlich eine halbe Stunde später eintreffen. Kurz darauf wurde präzisiert, dass die Verspätung mindestens eine Stunde betragen werde. In der Wartenden bildete sich der Gedanke aus, selbst das ihr fremde berufliche Wissen, aber ganz ausdrücklich das nur still kommunizierte Allgemeinwissen Wolfgangs oder kurz gesagt seine Bildung hielte nicht entfernt Kai-Uwe mit seiner so betont männlichen, im Grunde machohaften Großkehligkeit und dessen arrogantem Eigenlob seiner praktischen Intelligenz die Waage.



Seeblick - Acrylbild von Ingrun Spazier

Ringsum kamen Züge an und fuhren andere Züge ab. Es strömten an diesem Sonnabendfrühnachmitttag so zahlreich viele Einzelreisende und ganze Gruppen in Kostümen und mit Fahnen, Fußballfans offenbar, in allen Richtungen durch die Halle. Sie alle schienen nicht nötig zu haben, sich auch nur die einfachsten Gedanken zu machen. Annegret fing an zu frieren.

Vergeblich suchte sie nach einem Warteraum. Wer sich aufwärmen wollte, musste in eines der Geschäfte gehen, am besten in den großen Zeitschriftenladen. Dort ist man nur auf eilige Käufer eingestellt und bietet keine Sitzgelegenheit an. Zufällig stand da ein einziger Stuhl. Auf ihn sank die Frau zwischen zwei Männern, deren Erscheinungsformen und Verhaltensweisen sie zu bewerten versuchte. Dabei kam sie zum Ergebnis, sie seien eigentlich gleichrangig. Entsprechend wuchs in ihr eine quälende Ambivalenz. Was auch wog das bisschen gemeinsame Geschichte mit Kai-Uwe im Vergleich zur zwei Jahrzehnte langen Weggenossenschaft, die sie mit Wolfgang verband? Annegrets Erinnerung schien sich zu schärfen und fand ein Tausendfaches an Erlebnissen, die sie mit Wolfgang teilte. Das Neuere mit Kai-Uwe schrumpfte immer mehr zusammen. Selbst das Frühere, das schon eher negativ auf der Gedächtnisliste verbucht worden war, erschien ihr zunehmend in positivem Licht. Vieles war auch einfach vergessen, unter Gewohnheit und Alltäglichkeit verschüttet, um noch als wesentlich und prägend erkennbar zu sein. Welche Rechte sollte angesichts dieser Geschichte eines doch immerhin halben Lebens, zumal mit den beiden Kindern, Kai-Uwe Richter da geltend machen dürfen? Nur schwerwiegender war die Frage: Warum hat sie, Annegret Wegscheidt, aus dieser Geschichte, die doch ebenso die eigene war, ausbrechen wollen? Diesen Weg ins Nirgendwo einer ideal phantasierten Freiheit? Ist's doch nichts anderes als der trügerische Traum von einem neuen Leben. Man muss sich erst selbst verloren gegangen sein.

Wieder ertönte der Bahnhofslautsprecher: Mit der Ankunft eines Ersatzzuges für den unterwegs durch einen technischen Schaden liegen

gebliebenen ICE aus Berlin ist leider erst in etwa drei Stunden zu rechnen. Darauf setzte eine allgemeine Bewegung ein. Wie alle, die jemanden abholen wollten, verließ auch Annegret den Altonaer Bahnhof. Zuhause, wenn Kai-Uwe da war, hatte sie – das war ein Gewinn – nur eine technische Panne der Deutschen Bahn AG vermelden müssen, kein Urteil für oder gegen. Aber er war nicht da. Er hatte einen Brief „für A.“ auf den Tisch gelegt und eine gebrochene rote Langstielrose darüber. Die Rückkehrerin las: „Das war's. Ich habe die Nase voll. Es gibt keinen Diskussionsbedarf. Leb wohl! T.“ Diese Kurzinformation im SMS-Stil schien sie von weiterem Nachdenken zu befreien. Wie groß muss seine Liebe gewesen sein?! Jetzt hatte sie, ganz und gar anders als erst befürchtet und nach und nach gewünscht, eine Freiheit, um mit sich vor allem neu anzufangen. Aber es erreichte sie noch eine andere Hiobsbotschaft. Tochter Nadine hat mit aufgeregter Stimme auf den Anrufbeantworter des Telefons aufgesprochen: „Vater ist vor einer Stunde an den Folgen eines schweren Verkehrsunfalls Freitagabend in der Klinik verstorben.“

Die nur kurzdauernde andere Freiheit, einen falschen Weg vielleicht noch korrigieren zu können, war dahin. Nun war Annegret Wegscheidt zur doppelten Witwe geworden. Sie brach heftig schluchzend zusammen. Die ihr nächsten Menschen vor und nach den Kindern hatten sich entzogen. Sie sind beide gestorben.

Wo es definitiv zu spät war dazu, begann sie zu ahnen, was so ganz und gar gedankenlos sie in den vergangenen Jahren alles versäumt hatte, um die Doppelgeschichte des Zuzweitlebens beherzt zu gestalten statt sie veröden zu lassen. Hätte sie nicht doch wenigstens soviel Mühe aufbringen müssen, in der Beziehung zu Wolfgang herauszufinden, was lebbar war? Es gab unendlich viel, wie es schien, zu bedenken. Doch zu ändern war nichts mehr. Missverstandene Freiheit.

Ist wohl doch der Satz richtig: Freiheit ist die Einsicht in die Notwendigkeit.

Der Generationskrieg findet nicht statt

Wie die Neuen Alten für die Jungen voran gehen können

von Professor Kurt Witterstätter, Speyer

1. Wir wissen es längst: Die Alten sind heterogen. D a s Alter gibt es nicht. Sondern Junge Alte (Go Gos), Alte im Übergang (Slow Gos) und Alt-Alte mit „geschenkten Jahren“ (No Gos, nach Karl Foitzik in Einmischen - Mitmischen: Die „jungen Alten“ in Theologie, Kirche und Diakonie, Hg. ESW 2010, 5). Gerhard Wegner spricht in seinen Vorträgen „Das Alter veraltet“ (Sozialwissenschaftliches Institut SI der EKD 2011) gar davon, dass das Alter bis zum nicht mehr Wahrnehmbaren „veraltet“. Das „zweite Leben“ und die „späte Freiheit“ erlauben heutzutage Aktivitäten, die sich oftmals Jüngere nicht leisten können. Und das nicht nur finanziell, sondern auch im Öffnen neuer Horizonte. Das geht von Prolongation und Erweiterung des bisherigen Berufs- und Freizeit-Lebens bis zur Entwicklung eines Kontrastprogramms fürs Alter. Dass das Alter nicht mehr sichtbar sei, ist so neu auch nicht. Die amerikanische Gerontologin Bernice L. Neugarten sah bereits 1979 die Age-Irrelevant-Society herauf ziehen, erwartete also die alterslose Gesellschaft.

In jedem Fall kommt irgendwann dennoch das Ende, holt einen die Gebrechlichkeit des Pflege-Alters ein. Die Todesphase soll mit Hilfe von Sterbehilfe oder sogar mittels ärztlich assistierten Selbstmords verkürzt und erleichtert werden, der Gipfel vermeintlicher Mündigkeit und Selbstbestimmung. Ein später, abermaliger Säkularisierungsschub mit abermaliger Verdeckung des letzten Restes von Alter und Vergänglichkeit.

2. Das aktive Drittel Lebenszeit, das man schon gar nicht mehr als „Alter“ bezeichnen mag, wird von vier Fünfteln bei gesichertem Einkommen vielfältig verbracht: In Hedonismus mit Kreuzfahr-

ten und Wellness, auch mit Engagement, mit Prolongation von bisherigen Aktivitäten und/oder in Kontrastprogrammen zum seitherigen Leben. Diese Zusammenfassung von vier möglichen Altersaktivitäten deckt sich auffällig mit dem Vierer-Schema der Schweizerischen Organisation Tertianum, die die Alten einteilte in Homeworker (das wäre die Prolongation), Bonvivants (Hedonismus), Explorer (Engagierte) und Self-Promotoren (Kontrastprogramm). Da ist aber nur von Aktivität, Weitermachen, Durchhalten und Ausweiten die Rede; Verringern, Loslassen, Abgeben, Reduktion und die Nähe zum Tod kommen nicht vor.

Quadrat der Altersaktivitäten

Prolongation (Homeworker)	Engagement (Explorer)
Hedonismus (Bonvivant)	Kontrastprogramm (Self-Promoter)

Das gesicherte Einkommen erfordert (noch) keinen Arbeitszwang. Das ist eigentlich eine Ideal-Situation: Man kann sich lustvoll als „freier Künstler“ betätigen und überlässt die Sicherstellung der Deckung der Bedarfe anderen. Beneidenswert für diejenigen, die ihr Brot im Schweiße ihres Angesichts verdienen müssen.

Hier kommen andere, nachwachsende Generationen ins Spiel: Werden sie auf Dauer die Ressourcen aufbringen für das arbeitslose Einkommen der Alten?

Im Prinzip Ja aus fünf Gründen:

- erstens erhoffen sie sich für ihr eigenes, dereinstiges Alter auch ein wie immer auskömmliches Alterseinkommen ohne Arbeit,

- zweitens statten sie den Altvorderen Dank ab für deren im Grunde weitgehend positive Hinterlassenschaften: Erziehung, Infrastruktur, Gewußt-Wie-Rezepte, Sorge-Arbeit (als sie klein waren), wie unvollkommen, ja fragwürdig mitunter diese Überbleibsel der Alten sein mögen,

- vor allem innerfamilial übertragen drittens Ältere den Jüngeren mehr an Transfer als umgekehrt: Aus Freude am Schenken, bei Familienfeiern, zu Anschaffungen, zu Bau/Erwerb einer eigenen Behausung. Junge dagegen helfen Alten nur in Notsituationen der Alten (Christian Deindl, Finanzielle Transfers zwischen Generationen in Europa 2011, 26).

- Auch Jüngere beziehen viertens als Erben und Kapitaleigner erhebliches arbeitsloses Einkommen und können sich eines Wohllebens ohne zu arbeiten erfreuen. Diese Situationen werden in den Medien sogar besonders stark thematisiert (man denke an die Gunther Sachs, Oetkers, Reemtsmas und viele Adlige). Renteneinkommen ist somit kein ausschließliches Privileg der Alten.

- Die Alten konsumieren fünftens aus ihrem Einkommen zunehmend für sich selbst und kurbeln über ihre Nachfrage die Wirtschaft an, was den Jungen wieder Arbeitsplätze sichert.

Der Krieg der Generationen findet also nicht statt (Martin Kohli in Funkkolleg Altern 1997). Fragen ergeben sich aber bei all diesen fünf intergenerativ befriedenden Momenten:

- Manche Jüngere, vor allem jene in prekärer Arbeitssituation, haben kein auskömmliches Ruhestandseinkommen zu erwarten, sondern gehen der Altersarmut entgegen; es ist dies eine Frage der Statuslage und der sich spreizenden Sozialstruktur in Arm und Reich. Dies deutet sich bereits heute nicht nur an, sondern hat teilweise schon statt gefunden (IWH-Institut Halle). Das mindert aber wiederum den Neid der Jungen auf die Alten

- Die Alten sind bei Schöpfungs-Erhaltung und Ressourcen-Schonung nicht nur Vorbilder gewesen, sondern haben unseren Planeten

ganz schön geplündert und geschädigt.

- Die privaten Transfers geschehen nicht überall. Kinderlose Alte geben unter Lebenden nichts an die nächste Generation weiter.

- Im Luxus ohne zu arbeiten zu leben wird in Teilen der Gesellschaft zunehmend hinterfragt und obsolet gesehen. Die Kritik am vererblichen Geldmachtapparat wird immer breiter.

- Familien- und Lebenslauf-Soziologen sagen, die hohe Wirtschaftskraft der Alten wäre bei jüngeren Menschen in der Phase von Existenzbildung und Familienaufbau besser aufgehoben.

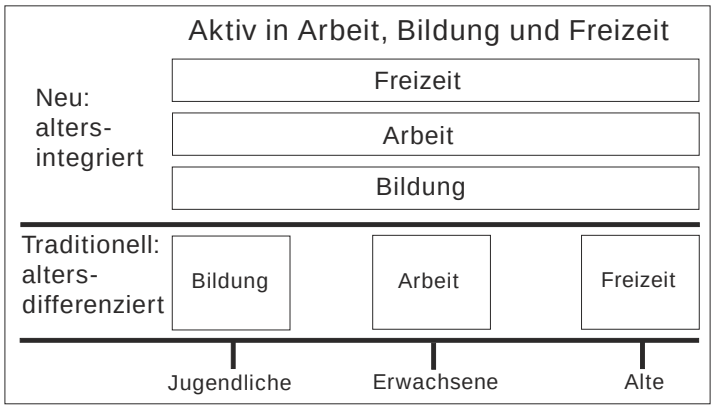
3. Wie können Alte dennoch unter Billigung aller/der meisten ihr arbeitsloses Einkommen ohne Konflikte oder Anfeindungen beziehen? Was legitimiert die Gewährung der Ressourcen an sie?

- Da ist die Würde auch des alten, schwachen Menschen als Ebenbild Gottes. Eben das Gebot, Vater und Mutter zu ehren.

- Das positive Sich-Einbringen in die Gesellschaft und in soziale Aggregate von Familie über Nachbarschaft bis in soziale Organisationen (so zuerst Riley & Riley 1997, die die Alten nicht nur im Sektor Freizeit, sondern auch in Arbeit und Bildung aktiv sahen, inzwischen auch Frank Schirrmacher, Das Methusalem-Komplott 2004, 32).

Nicht umsonst geht mit der absoluten und relativen Zunahme der Alten in Deutschland zwischen 1950 und 2010 von jedem siebten zu jedem Vierten (oder von zehn auf 20 Millionen über 60jährigen) deren Wandel einher von den

- betreuten (1950er und 1960er Jahre) über die
- aktiven (1970er und 1980er Jahre) zu den
- produktiven Alten (1990er und 2000er Jahre).



- Das Vorleben des in seiner Brüchigkeit doch abgerundeten Lebens, eines vollendeten, kontingenten Lebens der Natalität auf etwas anderes hin anstelle der Mortalität des Bisherigen (EKD-Orientierungshilfe Im Alter neu werden können, Gütersloh 2010, 89). Wegzukommen ist von den neoliberal motivierten Rufen zur ausschließlichen gesellschaftlichen Nützlichkeit „erfolgreicher Alter“, so begrüßenswert Aktivitäten alter Menschen auch sind.

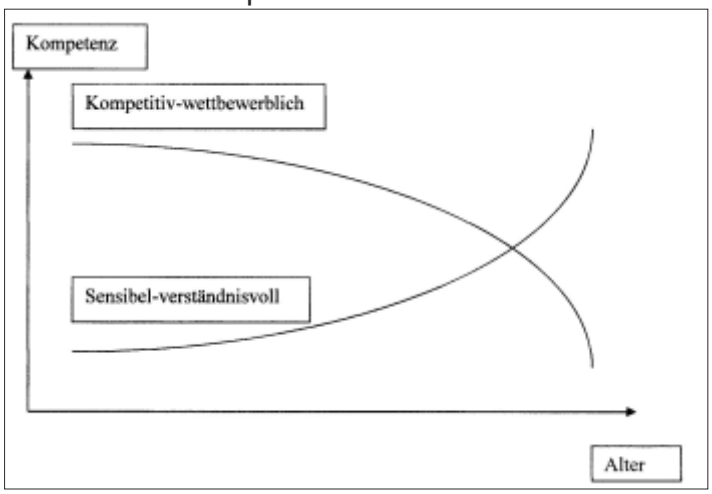
Was wird da von Alten den Jüngeren an Aktivitäten und Fingerzeigen eingebracht? Und was ist mit jenen Alten, die sich „aus der Gesellschaft verabschiedet“ haben?

Eingebracht werden können

- Innerfamiliale Hilfe, Betreuung, Beistand, Pflege,
- Bürgerschaftliches Engagement insbesondere im Dritten Sektor, und zwar intergenerativ (etwa in Mehrgenerationenhäusern) und intragenerativ (mit Besuchsdiensten etwa),
- Vereinsarbeit, politische Aktivität,
- Gesunderhaltung durch Sport, Training, gesunde Ernährung,
- teilzeitige Erwerbsarbeit, auch zur Aufbesserung des geringen arbeitslosen Einkommens (James W. Vaupel in FAZ vom 8.4.2004),
- das Vorbild des gelebten Lebens, des Sich-Einbringens und Sich-Mitteilens (auch ohne Pflicht) in Zeitzeugenschaft, Erzählrunden, Biografiearbeit, Schreibwerkstätten,

Laientheater,
- Vorbild im Initiativ-Handeln gegen Opportunismus und Zeitgeist: Alte sind dabei nicht sanktionierbar,
- Aushalten von Schwäche, Zugewinn an Sensibilität und Einfühlungsvermögen bei Abnahme kompetitiver Fähigkeiten: Der Gepflegte als Helfer, nicht als Nörgler, Drängler oder Motzer (Kurt Witterstätter, Soziale Hilfen im Alter 2008, 147).

Kompetenz und Alter



Die inaktiven Alten-Rückzügler sagen uns im Grunde aber auch etwas:

- Sie sind Taten-müde, ruhen sich von ihren vormaligen Aktivitäten aus, teilen uns mit, dass es auch Schwächer-Werden und ein Ruhen im Rückzug gibt, sie sind Vorbild im Vergänglichen, rufen auf zum Helfen (Klaus Dörner, Leben und sterben wo ich hingehöre 2007, 66).

  So heißt es in der EKD-Orientierungshilfe „Im Alter neu werden können“ (Teil III Keiner lebt für sich allein – eine Gesellschaft für alle Lebensalter):

  „Ältere Menschen können durch die Art und Weise, wie sie sich mit Grenzen in ihrem Leben auseinandersetzen, jüngeren Menschen zum Vorbild werden und so deren Entwicklung fördern. Deshalb sind Begegnungsmöglichkeiten nicht nur innerhalb der eigenen Generation, sondern auch zwischen den Generationen wichtig. Viele jüngere Menschen berichten nach Begegnungen mit älteren Menschen, dass sie durch sie Anregungen für ihre gedankliche und emotionale Beschäftigung mit grundlegenden Fragen des Lebens gewonnen hätten. Selbst die Begegnung im Sterben kann Lebensgewinn für die nachfolgenden Generationen bedeuten.“

- Sie widerstehen der verbreiteten Alten-Pädagogisierung. Sie lassen sich nicht nach dem Satz: Glücklich ist nur, wer aktiv ist, in von Profis angeleierte Aktionen eingliedern. Eine eigen-induzierte Vorbild-Pädagogik ist allemal besser als fremdbestimmter Aktionismus von Bildungs-Profis.

  Sie lösen eine angebrachte Alterstugend ein, die da heißt Loslassen, Überwinden, Abstand gewinnen, Transzendieren anstatt mit- und sich überall einzumischen; intergenerativ beherrschen sie die Tugend des Gewähren-Lassens der Jungen, auch wenn sie in deren Situation anders agieren würden; sie sind ein Korrektiv für Machbarkeitswahn (Meinolf Peters: Leben in begrenzter Zeit, Göttingen 2011, 123). Andreas Kruse hat in seiner weiterführenden Betrachtung zum Sechsten Altenbericht den alten Menschen als Mixtum aus Homo faber, Homo amans und Homo patiens (BAGSO-Dokumentation „Der Sechste Altenbericht: Konsequenzen für die Praxis“, Bonn 2011, 10).

Insoweit haben uns auch diese alten Menschen viel zu sagen, die dem Tod bereits ins Auge schauen. Das Alter veraltet also nicht vollkommen, sondern bleibt aktuell, selbst wenn wir es auf die Zeit vor dem Lebensende verkürzen.

4. Sind diese Vorbild-Funktionen der Alten offensichtlich und einsichtig? Was folgt für die Kirche daraus?
Die Aktivitäten auch der Alten, vor allem der nachwachsenden Alten von morgen, gehen zurück, wie uns Experten sagen.

Begonnen hat dies mit dem Wandel des Ehrenamts: Von fremdbestimmtem, dauerhaftem Engagement zum projektbezogenen, befristeten, sporadischen Einsatz (Detlef Knopf in Funkkolleg Altern 1997).

Die kirchlichen Aktivitäten der Alten werden mehr und mehr rückläufig (Elke Neuhausen/ Renate Giesler: Wie die Kirche ältere Menschen wahrnimmt, SI der EKD 2011, 22).

Notwendige Folgerungen daraus sind:

- Mut zum Experiment mit Neuem und Unbekanntem,
- Vernetzung mit außerkirchlichen Trägern und Akteuren,
- Schaffung innovativer Projekte, für die man evtl. nur die kirchlichen Räume öffnet (Neuhausen/Giesler aaO, 29).
- Die Trias Gerhard Wegners aus Bewegung/ Bildung/Beziehung oder konkretisiert: Laufen/ Lernen/Lieben und Lachen (im Vortrag „Das Alter veraltet“ 2011).
- Doch wieder Schaffung einer Lebensend-Kultur mit Hospizarbeit, Sterbebegleitung und Trauerarbeit, die bei aller Wertschätzung von Aktivität und Engagement Älterer nicht aufgegeben werden darf.

Die kirchliche Altenarbeit darf bei aller Kritik an ihrer lange als Kranken-, Gebrechlichkeits- und Sterbebeistand eng geführten Altenarbeit auf solche Lebensend-Seelsorge keinesfalls verzichten.

5. Wie steht es mit dem Therapieverzicht von einer bestimmten Altersmarke an (die unselige Philipp-Missfelder Idee)? Hier lässt sich relativ klar Position beziehen:

- Wo Leid überwunden wird, darf es keine Therapie-Einschränkungen geben (man kann allenfalls über sozial abgefederte Zuzahlungen reden); der Sechste Altenbericht stellt demgemäß in Ziffer 7 seiner abschließenden Kommissions-Empfehlungen fest: „Älteren Menschen muss genauso wie jüngeren Menschen Zugang zu den erforderlichen gesundheitsbezogenen Leistungen gewährt werden. Eine Rationierung solcher Leistungen aufgrund des Lebensalters ist abzulehnen“;

- selbst verursachte Krankheitskosten (Sucht, riskante Lebensführung, Übergewicht, Bewegungsmangel) fallen in allen Altersstufen an, bei entsprechender diagnostischer Sicherheit wäre Kostenheranziehung in allen Altersgruppen – soweit sozial vertretbar - denkbar,

- kostensteigernd ist auch die Sekundär-Nachfrage der Leistungserbringer (nochmalige Operation eines Sterbenden, um eine Fallpauschale herein zu holen).

6. So sind Alte vieles zugleich für Jüngere:

Menetekel als Mahner für Vergänglichkeit und Wandel, auch für Leiden (so sah man es als berechtigt, Papst Johannes Paul II. trotz starker Hinfälligkeit im Amt zu halten).

Aber auch Vorbild im persönlichen Wandel und zur Weiterentwicklung in sich: Die Richtung sollte gehen zum Aufzeigen eines einmaligen, ethisch qualifizierten Lebensentwurfs (vgl. Thomas Rentsch, „Ethik des Alterns“ in EAfA-Informationsrundbrief 3/2011, 3ff.), ohne dass nur dadurch gesellschaftlicher Wandel befördert wird, dass die Alten in der Gesellschaft Platz machen für Junge, für Nachfolger (wie es die Disengagement-Theorie vorgab).
Vorbilder im Abgeben und im transferierenden Unterstützen mögen die Alten sein, und damit im Fördern und Bewahren des Ganzen.

Es setzt dies aber einiges voraus bei Alt und bei Jung:

- Das arbeitslose Einkommen im Alter darf nicht aufgegeben werden, bei aller möglichen Verlängerung der Lebensarbeitszeit und Flankierung von Ruhestandseinkommen durch Zuverdienst

- die gegenseitige Wahrnehmung von Alt und Jung ohne isoliertes Zuschreiben und Vorwerfen, vielmehr Aufeinander-Hören ohne Rechthaberei und ohne sich gegenseitig zu überschreien.

Das Ozonloch im Geldschleier
Zehn Jahre neue Währung mit gefühlter Unsicherheit

von Professor Kurt Witterstätter, Speyer

Zuerst sprach man nach der Einführung des Euro am 1. Januar 2002 vor zehn Jahren vom „Teuro“. Im Herbst 2011 nach fast zehn Jahren Euro-Zeit war von der „Eurokalypse“ die Rede. Viele machen sich Sorgen um den Werterhalt ihres Geldes. Zumal in Deutschland, das 1923 und 1948 Währungsverluste, 1929 die große Wirtschaftskrise und 1990 den Verlust der Ostmark erlebte. Was ist überhaupt Geld? Dürfen denn Gegenleistungen für die Hergabe von Geld, also Zinsen, genommen werden? Welche Ansätze gibt es, die gegenwärtige Finanzkrise zu meistern?

Geld als allgemeines Zahlung- und Wertaufbewahrungs-Mittel ging aus der Tauschwirtschaft hervor. Bevor es Gold- und Silbermünzen gab, tauschten die Menschen für Waren, von denen sie genügend hatten, andere Güter ein, die sie brauchten: Vieh gegen Getreide, Felle gegen Holz, Obst gegen Werkzeuge. Bei der Schwierigkeit, jeweils den passenden Tauschpartner zu finden, stellten sich schnell die Edelmetalle Gold und Silber als haltbare, transportierbare, teilbare und darum von jedermann begehrte Objekte dar. Da es vor allem für Fernhändler aber gefährlich war, die Goldmünzen immer mit sich zu führen, wurden sie in Geldhäusern, also bei Bankiers eingelagert, die dafür Quittungs-Scheine ausstellten, mit denen die Kaufleute ihren Handel genauso treiben konnten wie mit edlen Münzen.

Besonders die schon immer ausgabenfreudigen Staaten trachteten danach, solche Scheine auszustellen: Die Banknoten.

Erst zehn Jahre alt und schon Sorgenbereiter: Der Euro
Bildmontage: Privat

Muster ohne Wert

Und schnell schafften sie die Deckung ihres Geldes durch Edelmetall-Werte ab. Papiergeld war nicht mehr durch Gold gedeckt. Es kam sogar noch schlimmer: Waren die in Umlauf gebrachten Geldscheine schon nicht mehr durch Goldbarren abgesichert, wurde dieses Notengeld, an dessen Wert die Bürger nur noch glauben mussten, durch Kredite uferlos vermehrt. Die Banken konnten sich nämlich sicher sein, dass ihre Sparer nie alle auf einmal zu ihnen kommen würden, um sich ihre Guthaben bar auszahlen zu lassen. Also konnten sie denen, die Geld für erfolgversprechende Vorhaben brauchten, Kredite auf Konten gewähren. Das führte zu nur auf dem (Giro-)Konto existierenden Gutschriften, dem Giralgeld, auch Buchgeld genannt, weil es nur in den Büchern der Banken stand. Der bargeldlose Zahlungsverkehr war entstanden.

Die Banken sammelten Geld ein und liehen noch mehr aus. Sie verdienten gut daran. Sie brauchten nur einen geringen Teil ihrer Kreditsumme als Eigenkapital zu halten oder als sogenannte Mindestreserve bei der Zentralbank zu hinterlegen. Die Volkswirtschaft zerfiel in die Realökonomie, in der greifbare Güter hergestellt und Dienste erbracht wurden. Und in die Finanzwirtschaft. Wie ein Schleier legte sich das Finanzsystem mit seinem kleinen Teil Bargeld und seinem großen Teil Kontengeld über die reale Wirtschaft.

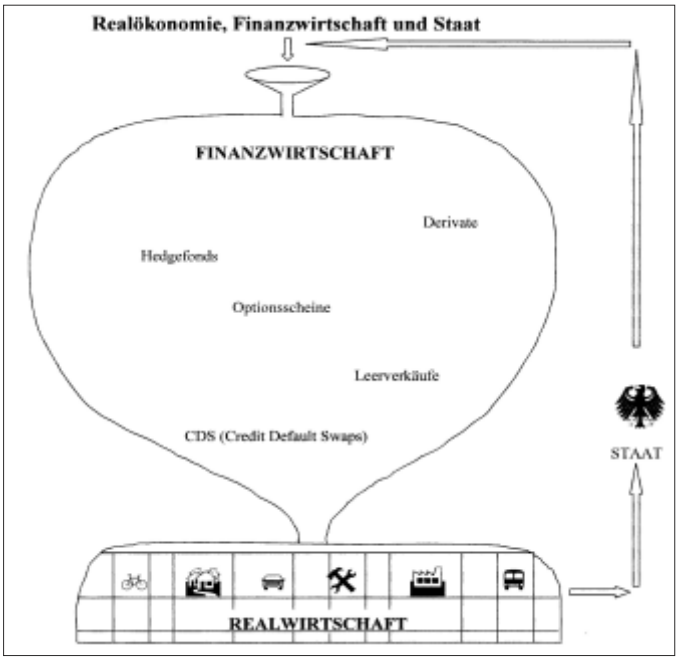
Unsittliches Geldverdienen

Die Diskussion um die Berechtigung von Zinseinkommen für die Überlassung von Geldkapital an realwirtschaftlich Aktive hat eine lange Geschichte. Das geht zurück bis zur Vertreibung der Geldwechsler durch Jesus im Tempel von Jerusalem Matthäus 21, 12 + 13, über den Verzicht des Zinses im islamischen Bankwesen und die mittelalterliche, christliche Zinsverbots-Lehre bis zur heutigen Kritik an der unkontrollierten Finanzwirtschaft. Am Missachten des Zinsverbotes waren weltliche und geistliche Herrscher in der Zeit der Renaissance nicht unschuldig, die sich von Geldhäusern die Finanzmittel ausliehen, um ihre kostspielige Hofhaltung und Herrschaftsausübung zu finanzieren. Sie bekamen das Geld nämlich nicht umsonst, wollten andererseits aber auch von ihrem kostspieligen Tun nicht ablassen. Das nach der reinen Lehre unsittliche Geldverdienen mit Geld war entstanden und wurde toleriert.

Das war aber noch nicht alles. Die Banken gewähren sich im Inter-Bankensystem nämlich über kühne Finanzpapiere selbst gegenseitig Kredite. Diese immer schwindelerregender gewachsenen finanziellen Spielräume sichern sich die Kreditinstitute mit Wertpapieren ab, in denen teilweise zweifelhafte Geschäfte wie Spekulationen auf Nahrungsmittel (sogenannte Optionen) oder unsichere Kredit-Forderungen (auch Derivate genannt) verbrieft sind. Der Summe aller in einem Jahr erzeugten Güter und erbrachten Dienste von etwa 60 Billionen Dollar, dem Welt-Sozialprodukt, steht vermutlich das Vielfache an monetären Mitteln gegenüber: Man schätzt ihren Umfang auf 600 Billionen Dollar. Finanzprodukte könnten im Wert von 4.000 Billionen Dollar existieren. Darunter befinden sich aber eben auch sehr zweifelhafte Titel, die kaum mehr werthaltig sind. Die Geldblase droht da und dort zu platzen und die wirtschaftlichen Akteure in den Abgrund zu ziehen. Der Geldschleier leidet also unter einem Ozonloch.

Monetaristen und „billiges Geld“

Das Geld- und Währungssystem ruft also danach, in halbwegs sichere Schranken gewiesen zu werden. Das ist leichter gesagt als getan. Zu unterschiedlich sind die Interessen, zu verschieden auch die wissenschaftlichen Lehrmeinungen. Den sogenannten Monetaristen, die zur Werterhaltung und Inflationsvermeidung für eine Begrenzung der Geldmenge plädieren (im Zentraleuropa von Deutschland, Österreich und der Schweiz), stehen die keynesianischen Geld-Ausweiter gegenüber, die mit leichter Hand und „billigem Geld“ (also zu niedrigen Zinsen) ihre Staatsausgaben tätigen und ihre ökonomischen Projekte realisieren möchten (nach dem britischen Ökonomen John Maynard Keynes die angelsächsischen Länder USA, England).



Diese auseinander fallenden Grundpositionen gehen Hand in Hand mit den Problemen, die die gemeinsame Euro-Währung für unterschiedlich leistungsfähige Volkswirtschaften bereitet. Die wirtschaftlich in Not geratenen, sogenannten PIIGS-Staaten Portugal, Irland, Italien, Griechenland und Spanien benötigen stärkere Finanzspritzen als die solideren Euro-Länder mit Deutschland an der Spitze. Eine gemeinsame Wirtschafts-, Finanz- und Sozialpolitik der Eurostaaten ist nicht in Sicht. Einer solchen hätte es aber vor der Euro-Einführung bedurft, um die starken Produktivitätsunterschiede auszu-

gleichen. Hier profitieren starke Euro-Länder mit Exportüberschüssen (wie Deutschland, Niederlande, Finnland) von den schwachen Mitgliedsländern mit Zahlungsbilanz-Defiziten (Südländer).

Da die Finanzwirtschaft mit den auf ihren Geldmärkten ermittelten Kursen einen Gradmesser für die Leistungsfähigkeit von Staaten und börsennotierten Firmen abgibt, lassen sich Staatsanleihen von schwachen Staaten, mit denen sich deren Regierungen Geld beschaffen, auf den Geldmärkten nur mit hohen Zinsen und bei sinkenden Kursen platzieren. Da können dann Geldanleger wie Großbanken und Investmentfonds kräftig verdienen. Denn sie bekommen als vermeintlich sichere Geldhäuser von der Europäischen Zentralbank „billiges“ Geld zu Zinsen von etwa zwei Prozent und lassen sich die Anleihen von wirtschaftsschwachen Staaten mit zehn Prozent und mehr entlohnen.

Die CDS-Versicherungen

Nicht nur das. Finanzjongleure legen noch Kreditausfallversicherungen, in der Fachsprache „Credit Default Swaps“ CDS genannt, für den Fall auf, dass Kredite von Firmen aus einem notleidenden Staat oder von diesem selbst nicht mehr zurück gezahlt werden können. Wenn die Lage des bedrängten Staates immer problematischer wird, steigen auch die Kurse der Ausfallversicherungen. Das wird durch Veröffentlichungen der die Bonität beurteilenden Bewertungs-(Rating-)Agenturen noch befördert. Und die Finanzwirtschaft hat an den Finanzproblemen des defizitären Staates abermals verdient: Neben den hohen Zinsen aus seinen Anleihen nun auch an den Kurssteigerungen für die CDS. Das Schlimme ist, dass solche Kreditversicherungen nicht nur die Geldgeber an den bedrohten Staat oder an in ihm ansässige Unternehmen erwerben können, sondern auch Spekulanten, die in diesem Staat gar nicht tätig sind. Eine Spirale kommt in Gang, die den einen oder anderen PIIGS-Staat in die Zahlungsunfähigkeit treiben kann. Dieses Spiel treiben einige wenige, mit sehr viel Geld ausgestattete Investoren. Höhere Steuern für Superreiche und ein wachsender Ausgleich der zunehmenden Spaltung zwischen Arm und Reich stehen auch auf der Agenda.

Als Gegengewicht gegen die sie knebelnde Finanzwirtschaft bilden die Eurostaaten ihre finanziellen Rettungsschirme: Vorerst den Euro-Fazilitäts-Stabilitäts-Fonds EFSF und endgültig den Europäischen Stabilitäts-Mechanismus ESM. Im Wort „Fazilität“ steckt das lateinische facilis für leicht machen im Sinn von erleichtern. Ungeheuere Summen sind hier vorgesehen: Noch 2010 dachte man, mit 440 Milliarden Euro auszukommen, von denen Deutschland alleine 119 Milliarden Euro bereit zu stellen gehabt hätte. 2011 erhöhte man dann auf 780 Milliarden Euro (mit 211 Milliarden Euro für Deutschland). Griechenland wurde bereits vor der Bildung des EFSF aus Mitteln der Europäischen Union und der Weltbank gestützt. Die EFSF-Gelder und danach die ESM-Mittel werden wohl zur Restrukturierung der griechischen Wirtschaft und für weitere notleidende südeuropäische Euro-Staaten benötigt; eventuell auch zur Sanierung von systemrelevanten, trudelnden Banken („too big to fail“: So groß, dass sie andere Banken nach unten ziehen würden), die bei einem Schulden-(Teil-)Erlass notleidender Staaten selbst in rote Zahlen rutschen. Über eine Aufstockung von haftenden Grundbeträgen aus dem EFSF durch private Finanzinstitute könnten die EFSF-Mittel gestreckt werden (man nennt das „Hebelwirkung“). Ob sich private Geldhäuser aber bei vergleichsweise geringer Absicherung durch euro-staatliche Mittel als Geldgeber engagieren, bleibt abzuwarten. Wenn nicht, stehen die Schirm-Aufspanner selbst im Regen. Dann muss das Politik-Gipfelspiel zur Euro-Rettung wieder wie gehabt von Neuem beginnen.

Schleichende Geldentwertung

Wie auch immer, der ursprüngliche Maastricht-Grundsatz von 1992, wonach kein Eurostaat für einen anderen haftet (sogenannte „No-Bailout-Klausel“) wird aufgegeben. Die hohe Staatsverschuldung in Euroland erzeugt Unsicherheit. Mittlere und kleinere Bankeinlagen (bis 100.000 Euro) dürften indes sicher sein. Die hohen, von

den europäischen Staaten bereit gehaltenen, notfalls auch eingesetzten Rettungsmittel werden aber Preissteigerungen (vor allem über höhere Steuern, Gebühren und Sozialbeiträge) in der Schulden-EU herbei führen, also schleichend inflationieren. Das wird vor allem kontraktbestimmte Einkommensbezieher wie Rentner belasten. Wer sein Einkommen dagegen selbstständig durch souveräne Preisgestaltung bestimmt (Handwerker, Geschäftsleute, Freiberufler), kann die erhöhten Kosten weiter geben; das erhöht die Inflation, also steigende Preise, weiter.

Neben den Rettungsschirmen sind als Heilmittel gegen die aufgeblähte, spekulative Finanzwirtschaft noch andere Maßnahmen im Gespräch. Das ist dringend notwendig, denn durch den Computer gestützten Handel erhöhen sich die spekulativen Verwerfungen stark. Ein Rezept könnte die Transaktionssteuer (1) auf Wertpapiergeschäfte sein, die in den Ländern des „billigen Geldes“ und der großen Finanzplätze aber auf wenig Gegenliebe stoßen. Verkleinern der Banken (2) und ihre Aufspaltung in Geschäfts- und Investmentbanken ist eine weitere Idee.

Rekapitalisierung und Sünder-Mahnung

Dann ist noch die Erhöhung der Kapitalausstattung (3) der Banken (von zuletzt 4 Prozent der Bilanzsumme auf 9 Prozent) in der Diskussion (sogenannte Rekapitalisierung der Banken). Das bedeutet höhere Aufwendungen und schlechtere Ertragslagen für die Geldhäuser, die dann ihre Kredite zum Leidwesen der auf ihr Geld angewiesenen Staaten verteuern würden. Die Harmonisierung (4) der Wirtschafts-, Währungs- und Sozialpolitik der Euro-Staaten wird Zeit brauchen. Und zur Einflussnahme auf das Haushaltsgebaren (5) der Eurostaaten bedarf es besonderer, demokratisch zu legitimierender Rechte der Brüsseler EU-Zentrale (Europäischer Rat, EU-Kommission), um die Haushalts-Sünder zu sanktionieren. Sie leben ja einstweilen in der wider Willen zur Haftungs- und Schulden-Union gewordenen EU mit der Hilfe der anderen Staaten ganz gut unter dem Rettungsschirm nach dem Motto „Ist der Ruf erst ruiniert, lebt es sich ganz ungeniert“, wobei man ihnen natürlich die gegen sie arbeitende internationale Wertpapierspekulation zugute halten sollte. Wieweit eine Einflussnahme von EU- und Währungs-Kommissaren auf die Haushaltspolitik souveräner Einzelstaaten ohne Änderung der zwischenstaatlichen Verträge so ohne Weiteres möglich ist (sie ist es eher nicht), bleibt eine schwer zu beantwortende Frage.

Gegen Klischees und Barrieren
2012 als Europäisches Jahr für aktives Altern und Generations-Solidarität ausgerufen

Der Europäische Rat hat gemeinsam mit dem Europäischen Parlament das Jahr 2012 zum „Europäischen Jahr für aktives Altern und Solidarität zwischen den Generationen“ ausgerufen. In Berlin ist dazu beim Bundesfamilienministerium eine Nationale Koordinierungsstelle gebildet worden (Glinkastraße 24, 10117 Berlin, Mail: Referat317@bmfsfj.bund.de).

Ziel des Europäischen Jahres ist es, die Schaffung einer Kultur des aktiven Alterns in Europa zu erleichtern, deren Grundlage eine Gesellschaft für alle Altersgruppen bildet. Daher werden die Mitgliedstaaten, ihre regionalen und lokalen Behörden, die Sozialpartner, die Zivilgesellschaft und die Wirtschaft dazu angehalten und dabei unterstützt, ein aktives Altern zu fördern und mehr zu unternehmen, um das Potenzial der rasch wachsenden Bevölkerungsgruppe der Menschen im Alter von Ende 50 und älter zu mobilisieren.

Ziele und Maßnahmen

Im Einzelnen sollen insbesondere folgende Ziele im Rahmen des Europäischen Jahres 2012 erreicht werden:

- Sensibilisierung der Bevölkerung für den Wert des aktiven Alterns;
- Anregung einer Debatte dazu;
- Informationsaustausch zwischen den Mitgliedstaaten und den Akteuren auf allen Ebenen und Förderung des Voneinander-Lernens;
- Schaffung von Rahmenbedingungen für das Eingehen von Verpflichtungen und für konkrete Maßnahmen, damit die Union, die Mitgliedstaaten und die Akteure auf allen Ebenen innovative Lösungen, Maßnahmen und langfristige Strategien im Wege spezifischer Aktivitäten entwickeln und spezifische Ziele im Bereich des aktiven Alterns und der Solidarität zwischen den Generationen verfolgen können;
- Förderung von Aktivitäten, die zur Bekämpfung von Altersdiskriminierung und zur Überwindung von Altersklischees beitragen.

Als Maßnahmen und Initiativen zur Umsetzung der Ziele des Europäischen Jahres 2012 kommen gemäß Beschluss insbesondere folgende Aktivitäten in Betracht:

- Konferenzen, Veranstaltungen und Initiativen zur Anregung von Debatten, zur Sensibilisierung und zur Ermutigung, sich auf spezifische Ziele festzulegen, die zu langfristigen und dauerhaften Lösungen beitragen,
- Informations-, Werbe- und Aufklärungskampagnen,
- Austausch von Informationen, Erfahrungen und bewährten Verfahren,
- Forschungsarbeiten und Erhebungen sowie Verbreitung der Ergebnisse, unter besonderer Hervorhebung der wirtschaftlichen und sozialen Auswirkungen der Förderung des aktiven Alterns und von Maßnahmen zugunsten des aktiven Alterns.

Mit allen Akteuren

Für eine erfolgreiche Umsetzung des Europäischen Jahres 2012 ist die enge Beteiligung der Zivilgesellschaft sowie aller relevanten Akteure wichtig. Dazu werden alle Verbände und Organisationen der Altenarbeit ausdrücklich eingeladen. Das Bundesfamilienministerium plant als nationale Koordinierungsstelle für das Europäische Jahr 2012 eine nationale Auftaktveranstaltung im Februar 2012 sowie eine Abschlussveranstaltung im Dezember 2012.

Darüber hinaus soll es zur Umsetzung des Europäischen Jahres verschiedene Aktivitäten in Deutschland geben. Das Bundesfamilienministerium hat dafür eigene Haushaltsmittel eingeplant. Vorgesehen ist, die im Rahmen dieses Aufrufs ausgewählten Vorschläge finanziell zu fördern. Unter Berücksichtigung der oben genannten Zielsetzungen der EU sind für die Umsetzung des Europäischen Jahres in Deutschland insbesondere folgende Schwerpunktthemen vorgesehen:

- Potentiale Älterer für die Wirtschaft: Arbeitswelt und Arbeitsbedingungen vor dem Hintergrund des demografischen Wandels;
- Potenziale Älterer für die Zivilgesellschaft: gesellschaftliches Engagement und Teilhabe älterer Menschen;
- Altersbilder und Altersgrenzen: Abbau von altersbezogenen Klischees und Verankerung eines neuen Leitbildes des aktiven Alters;
- Eigenständiges Leben älterer Menschen durch Anpassungen in den Bereichen Wohnen, Wohnumfeld und Infrastruktur (z. B. innovative Altenpolitik in Kommunen, Verbesserung der Lebensqualität durch Barrierefreiheit und durch die Entwicklung und Verbreitung generationengerechter Produkte und Dienstleistungen);
- Zusammenhalt der Gesellschaft: Solidarität innerhalb und zwischen den Generationen;
- Vereinbarkeit von Pflege und Beruf bzw. Pflege und Familie.

Initiativen ins Netz stellen
Auf EU-Ebene sind für die Durchführung des Europäischen Jahres 2012 fünf Millionen Euro vorgesehen, die jedoch nicht an die Mitgliedstaaten gehen. Organisationen und Initiativen können grundsätzlich keine direkte finanzielle Unterstützung aus den Mitteln des Europäischen Jahres 2012 auf EU-Ebene erhalten, sondern lediglich im Rahmen von EU-Programmen wie dem Europäischen Sozialfonds, dem Programm für lebenslanges Lernen und dem Forschungsrahmenprogramm. Weitergehende Informationen sowie die Möglichkeit der Veröffentlichung und Bekanntmachung von Aktivitäten auf EU-Ebene finden sich unter www.active-ageing-2012.eu

Für Projekte und Aktivitäten, die nicht gefördert werden können, wird darüber hinaus angeboten, diese auf der für das Europäische Jahr für aktives Altern und Solidarität zwischen den Generationen 2012 eingerichteten Webseite www.ej2012.de einzustellen und, soweit möglich, bei den geplanten Veranstaltungen und Konferenzen Präsentationsmöglichkeiten anzubieten, um eine breitere öffentliche Bekanntmachung zu ermöglichen.

Einsätze Älterer erleichtern
BAGSO und KDA gegen Mittelkürzung bei Antidiskriminierungsstelle

Ausgerechnet zu einer Zeit, da die Antidiskriminierungsstelle des Bundes ADS unter neuer Leitung endlich sichtbar die Interessen der Betroffenen vertritt, soll ihr Budget um 13 Prozent gekürzt werden. Die Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen BAGSO, in der das ESW mitarbeitet, und das Kuratorium Deutsche Altershilfe KDA fordern die Verantwortlichen im Haushaltsausschuss des Deutschen Bundestages auf, diese Entscheidung zu revidieren.
Vor dem Hintergrund, dass die Bundesregierung im Jahr 2009 von Seiten des Europarates sogar aufgefordert wurde, die ADS intensiver zu unterstützen, ist die Entscheidung politisch kaum nachvollziehbar. Zudem würde sie das wichtige Vorhaben eines Aufbaus einer möglichst flächendeckenden Beratungslandschaft weiter verzögern.
Gerade im Bereich der Altersdiskriminierung gibt es bislang in Deutschland kaum Beratungsangebote. Das Europäische Jahr für aktives Altern und Solidarität zwischen den Generationen 2012 muss genutzt werden, um entsprechende Strukturen für eine qualifizierte und kontinuierliche Unterstützung von Betroffenen zu schaffen. Dies unabhängig davon, ob es um Ungleichbehandlungen im Berufsleben geht, so werden Ältere häufig von betrieblichen und außerbetrieblichen Fortbildungsmaßnahmen ausgeschlossen, oder um die Verweigerung des Abschlusses von Versicherungs- oder Kreditverträgen lediglich aufgrund des Lebensalters.
Ebenso wichtig ist es, eine breite Öffentlichkeitswirkung der Maßnahmen sicherzustellen. So haben wir gerade erst damit begonnen, diskriminierende und zumeist auch unsinnige Altersgrenzen aufzuspüren und anzuprangern. Solche Altersgrenzen gibt es in Gesetzen, Satzungen und sogar in bilateralen Abkommen, etwa wenn es um die Ausstellung von Visa für Aupairs geht. Die Hamburger Organisation Granny-Aupair beklagt zu Recht, dass damit unnötige Hürden für das Engagement Älterer aufgebaut werden. Wir müssen endlich deutlich machen: Die Älteren werden gebraucht, und zwar überall.
Deshalb: Wir brauchen eine arbeitsfähige Antidiskriminierungsstelle, die die Betroffenen und ihre Interessenvertretungen bei ihrer Arbeit unterstützt

Rente auskömmlich machen Bundesarbeitsministerin plant Zuschuss-Rente

Bundesarbeitsministerin Ursula von der Leyen hat den Regierungsdialog Rente gestartet. In diesem offenen Diskussionsprozess werden die Risiken der Altersarmut ausgelotet und Vorschläge zur Behebung von Schwachstellen im Rentensystem erarbeitet. Schon jetzt zeigt sich: Das Rentensystem sollte wegen drohender Altersarmut weiterentwickelt werden.

Das an dieser Stelle plazierte Foto wurde aus urheberrechtlichen Gründen entfernt.

Lebensleistung in der Rente gerecht belohnen

Die Rente soll Lohn für die Lebensarbeitsleistung sein. Deshalb soll ab 2013 eine Zuschuss-Rente eingeführt werden: „Wer jahrzehntelang gearbeitet und eingezahlt hat, wer erzogen und gepflegt und dabei zusätzlich privat vorgesorgt hat, der wird eine Rente bekommen, die über der Grundsicherung liegt, nämlich bei 850 Euro im Monat.“ Das heißt: Diejenigen, die viel gearbeitet aber wenig verdient haben, sollen es im Alter besser haben, als diejenigen, die nicht gearbeitet haben. Außerdem sollen Frührentner mehr als bisher hinzuverdienen können, ohne dass die Rente gekürzt wird. Die Kombirente würde ein Einkommen aus Rente und Hinzuverdienst in der Höhe des zuletzt erzielten Einkommens erlauben.

Zuschuss-Rente: Sicherheit für Geringverdiener
Wessen Rente nicht reicht, der ist auf Grundsicherung angewiesen und wird heute genauso behandelt, wie jemand, der nie gearbeitet hat. „Das ist ungerecht, da müssen wir nachbessern“, so von der Leyen. Die Zuschuss-Rente honoriert die Lebensleistung von Menschen im Niedriglohnbereich. Sie motiviert zugleich zur ergänzenden Altersvorsorge. Die Zuschuss-Rente zielt auf ein garantiertes monatliches Alterseinkommen von 850 Euro.

Um möglichst vielen rentennahen Jahrgängen heute schon den Zugang zur Zuschuss-Rente zu ermöglichen, soll es zunächst erleichterte Zugangsbedingungen geben: Voraussetzung sind 40 Versicherungsjahre, 30 Beitragsjahre und fünf Jahre zusätzliche private Vorsorgeleistungen. Denn „Riestern“ lohnt sich langfristig für jeden, da der Staat hohe Zuschüsse und Steuererleichterungen gibt.

Erhöhte Zuverdienste möglich
Gegenwärtig gelten starre monatliche Hinzuverdienstgrenzen für Personen, die vor Erreichen der Regelaltersgrenze schon in Rente gehen und hinzuverdienen möchten. Auch geringes Überschreiten der Grenzen führt zu stark geminderten Rentenzahlungen. Deshalb entscheiden sich nur wenige Menschen, zumindest teilweise noch weiter zu arbeiten. Die neue Kombirente ermöglicht und erleichtert einen längeren Verbleib im Erwerbsleben. Denn Teilzeitarbeit und Rente können flexibel kombiniert werden. Dies kommt auch Menschen in stark belastenden Berufen entgegen, die nicht bis zur Regelaltersgrenze voll arbeiten wollen oder können. Die Kombirente erlaubt ein Einkommen aus Rente und Hinzuverdienst in der Höhe des zuletzt erzielten Einkommens. Wer die Regelaltersgrenze von 65 Jahren beziehungsweise langfristig von 67 Jahren erreicht hat, kann wie bisher unbeschränkt hinzuverdienen.

Höhere Erwerbsminderungsrenten
Wer krank ist und nicht mehr arbeiten kann, wird aktuell so gestellt, als habe er bis 60 gearbeitet.

Die Differenz zwischen Eintritt der Erwerbsminderung und Alter 60 gilt als „Zurechnungszeit“. Diese Zurechnungszeit soll stufenweise auf das 62. Lebensjahr angehoben werden. Erwerbsgeminderte bekommen dann langfristig eine Rente, als hätten sie noch bis zum Alter von 62 Jahren mit dem bis zur Erwerbsminderung erzielten Einkommen weiter gearbeitet. Die Verlängerung soll parallel zur Rente mit 67 stufenweise erfolgen. Profitieren werden davon langfristig alle Rentenzugänge in die Erwerbsminderungsrente im Alter von unter 62 Jahren.

Änderungen greifen 2013

Bis Ende des Jahres 2011 sollen alle im Rentendialog gemachten Vorschläge diskutiert und fachlich geprüft sein. Dann wird entschieden, was kurzfristig gesetzlich geregelt werden kann. Anfang des Jahres 2012 soll das Gesetzgebungsverfahren starten. Dieses soll bis zur Sommerpause des Parlaments 2012 abgeschlossen sein. Die Änderungen der gesetzlichen Regelungen mit dem Ziel Zuschuss-Rente sollen zum 1. Januar 2013 in Kraft treten.

Diakonie hält Pläne unzureichend

Die Diakonie kritisiert, dass sich die Pläne von Bundesarbeitsministerin Ursula von der Leyen zur Zuschuss-Rente zu wenig an deren Ursachen der Altersarmut orientierten. „Warum muss das Kind immer erst in den Brunnen fallen? Wir müssen heute ansetzen, damit wir in 20 oder 30 Jahren nicht wieder Heerscharen von armen Rentnern haben“, sagte Diakonie-Präsident Johannes Stockmeier in Berlin anlässlich des Regierungsdialogs Rente.

Altersarmut verhindert man nach Ansicht der Diakonie am besten dadurch, dass möglichst viele sozialversicherungspflichtige Beschäftigungsverhältnisse geschaffen werden. „Derzeit produziert die Politik der Bundesregierung allerdings die Altersarmut von morgen. Immer mehr Menschen arbeiten in Mini-Jobs, befristeten Arbeitsverhältnissen, in Teilzeit oder zu niedrigen Löhnen“, kritisiert Stockmeier. Von Altersarmut seien insbesondere Frauen betroffen. „Die Politik muss daher auch dafür sorgen, dass Beruf und Familie besser zu vereinbaren sind.“

Widersprüchlich in der Argumentation der Bundesarbeitsministerin seien auch jene Gesetzesänderungen bei der Grundsicherung für Arbeitsuchende, die die Beitragszahlung zur Rentenversicherung und Zuschüsse zur freiwilligen Altersvorsorge für Hartz-IV-Bezieher abschafften. Auch seien die Voraussetzungen für die geplante Zuschuss-Rente an Versicherungszeiten zu hoch. „Die Konsequenz wird sein, dass wir in Zukunft dennoch auf eine neue Altersarmut zusteuern“, erklärte Stockmeier.

Koffer in Berlin
Diakonie-Werk kauft neue Heimstatt in Berlin-Mitte

Das Diakonische Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland DW und der Evangelische Entwicklungsdienst EED haben im November 2011 das noch im Bau befindliche Gebäude an der Caroline-Michaelis-Straße/Ecke Invalidenstraße in Berlin-Mitte von der Hochtief Projektentwicklung gekauft. Damit erhält auch das dem DW zugehörende Evangelische Seniorenwerk ESW im Herbst 2012 eine Bleibe in Berlin. Das ESW wird somit „einen Koffer in Berlin“ haben.

Der Erwerb der neuen Büro-Immobilie ist ein weiterer stabilisierender Schritt hin zur Fusion der beiden Werke Diakonie und Entwicklungsdienst. So äußerte sich EED-Vorstand Tilman Henke. Zudem sei ein Kauf langfristig günstiger als dauerhafte Mietzahlungen.

Beide Organisationen, nämlich Diakonisches Werk und Evangelischer Entwicklungsdienst, fusionieren 2012 zum „Evangelischen Werk für Diakonie und Entwicklung“ und ziehen zum 1. Oktober 2012 in das neue Bürohaus nach Berlin-Mitte. „Das Aufsichtsgremium der

Diakonie, der Diakonische Rat, hat bei seinem letzten Treffen seine Zustimmung zum Ankauf der Immobilie erteilt“, sagte Diakonie-Präsident Johannes Stockmeier. Der Kauf der neuen Heimstatt sei eine wichtige Grundsatzentscheidung im Blick auf die Vermögenssicherung und den Kapitalerhalt des zukünftigen Vereins.

Der Kaufpreis der Immobilie liegt bei 65,4 Millionen Euro. Stockmeier erklärte, der Kauf würde aus Rücklagen und Darlehen finanziert, Spendengelder kämen dafür nicht zum Einsatz. Die notarielle Beglaubigung des Kaufvertrags fand im November 2011 in Stuttgart statt.

Auch Tilman Henke, Vorstand des Evangelischen Entwicklungsdienstes, zeigte sich zufrieden. „Es rechnet sich einfach. Der Kauf ist finanziell günstiger als lange Jahre Miete zu zahlen. Zudem: Eine eigene, selbstgenutzte Immobilie ist in den unsicheren Zeiten langfristigen Mietverträgen eindeutig vorzuziehen“, so Henke weiter. Anfang Oktober 2012 würden dann über 600 Mitarbeitende ihre Arbeit im neuen Haus aufnehmen.

Auch das ESW firmiert dann unter der neuen Anschrift Caroline-Michaelis-Straße, 10115 Berlin. Die ESW-Geschäftsstelle wird von Stuttgart nach Berlin umziehen.

Für die Betroffenen aktiv Maria Loheide beginnt als sozialpolitischer Diakonie-Vorstand

Maria Loheide hat Anfang Oktober ihre Arbeit als sozialpolitischer Vorstand des Diakonie Bundesverbandes aufgenommen. Sie ist dort zuständig für die sozialpolitischen Zentren Gesundheit, Rehabilitation und Pflege (GRP)sowie Familie, Integration, Bildung und Armut (FIBA), für die Europa-Arbeit der Diakonie und das Diakonische Institut für Qualitätsentwicklung.

Loheide unterstützt nun das sozialpolitische Engagement der Diakonie auf Bundesebene. „Wir dürfen die betroffenen Menschen nicht aus dem Blick verlieren und müssen uns als evangelischer Wohlfahrtsverband deutlich positionieren“, sagte Loheide am Mittwoch in ihrer Vorstellung bei der Diakonischen Konferenz in Halle. „Bei der Mitgestaltung von Sozialpolitik ist darauf zu achten, dass die Rahmenbedingungen und Regelungen den Trägern, Einrichtungen und Mitgliedern Gestaltungs- und Handlungsmöglichkeiten zulassen und sozialpolitische Maßnahmen tatsächlich auch zur Verbesserung für die Menschen beitragen“, betonte Loheide. Als wesentliche Themen für ihre Arbeit nannte sie Armut, insbesondere Altersarmut und Armut von Frauen, sichere Zukunftsperspektiven für junge Menschen, Pflege und Inklusion. Außerdem will sie die Entwicklung der Organisation, insbesondere im Hinblick auf die Fusion mit dem Evangelischen Entwicklungsdienst, fördern und gestalten.

Loheide wird zukünftig gemeinsam mit Diakonie-Präsident Johannes Stockmeier, Vizepräsidentin Cornelia Füllkrug-Weitzel und ab 1. Januar 2012 auch mit Jörg Kruttschnitt, designierter Vorstand für den Bereich Wirtschaft und Finanzen dem Diakonischen Werk der EKD vorstehen. Loheide wird die aktuellen Herausforderungen für die nationale und nach der Fusion mit dem Evangelischen Entwicklungsdienst 2012 mit den zukünftigen Vorstandskollegen Claudia Warning und Tilman Henke auch die internationale Sozialarbeit der Evangelischen Kirche anpacken.

Die Diakonische Konferenz ist das oberste, beschlussfassende Gremium des Diakonischen Werkes der EKD. Sie dient den Mitgliedern zur Information, zum Austausch und zur Beratung. Mitglieder sind die Evangelische Kirche in Deutschland, neun Freikirchen und freikirchliche Diakonische Werke, die Diakonischen Werke der 20 Landeskirchen der EKD und 76 Fachverbände. Insgesamt gehören der Diakonischen Konferenz 93 Personen an.
Bundesweit gibt es etwa 27.100 diakonische Einrichtungen und Dienste, die sich in ihrer Ar-

beit insbesondere für Kinder sowie ältere, behinderte und sozial benachteiligte Menschen engagieren. Rund 453.000 Mitarbeitende sind hauptamtlich in den Einrichtungen der Diakonie beschäftigt, sie werden unterstützt von mehr als 450.000 Ehrenamtlichen.

Die neue Gesundheitskarte kommt Auch Diagnosen und Notfalldaten gespeichert

Zum Jahreswechsel 2011/12 erhalten die ersten gesetzlich Krankenversicherten ihre neue Versichertenkarte als elektronische Gesundheitskarte. Darauf ist dann ihr zuvor eingesandtes Lichtbild eingedruckt. Missbräuchliches Benutzen der Karte soll dadurch vermieden werden.

Die elektronische Gesundheitskarte Foto: BMG

Neben dem Lichtbild des Versicherten erhält diese neue elektronische Gesundheitskarte aber viele weitere Informationen. Zunächst einmal die wichtigsten Personalien wie Name, Anschrift, Krankenkasse und Versicherungsstatus (Haupt- oder Mitversicherter). Bereits diese Informationen sind auf einem Chip gespeichert. Damit übernimmt die neue Gesundheitskarte zunächst einmal die Funktion der bisherigen Krankenversichertenkarte.

Sie ist technisch aber für weitere Anwendungen geeignet. Dazu können nämlich auf ihr zusätzliche Daten gespeichert werden. Entscheidend ist aber: Der Versicherte entscheidet über die Einspeicherung dieser Daten. Solche zusätzlich speicherbaren Daten sind:

- Notfalldaten,
- Liste aller eingenommenen Medikamente,
- Impfstatus,
- Patientenakten der behandelnden Ärzte,
- Entscheidung zur Organspende.

Jeder Versicherte erhält zum Schutz seiner Daten eine sechsstellige PIN. Derzeit erhalten Praxen, Krankenhäuser und Apotheken neue Kartenlesegeräte, die sowohl die alten als auch die neuen Gesundheitskarten lesen können.

Vorteile der Speicherdaten

Das Speichern von zusätzlichen Daten auf der elektronischen Gesundheitskarte bietet den Versicherten mehr Komfort und Sicherheit. Wenn im Notfall Informationen über chronische Erkrankungen oder Allergien vorliegen, kann das lebensrettend sein. Informationen über eingenommene Medikamente verhindern, dass neue Medikamente verordnet werden, durch die es zu gefährlichen Wechselwirkungen kommen kann. Wenn der Arzt alle bereits gesammelten Gesundheitsinformationen einsieht, werden unnötige und belastende Doppeluntersuchungen vermieden.

Die elektronische Gesundheitskarte ist eine Mikroprozessorkarte, auch „Smart Card“ genannt. Hier können Informationen sicher abgelegt werden, die Unbefugte selbst mit modernsten Hilfsmitteln nicht lesen oder kopieren können. Nur für den Arzt oder Apotheker, oder wenn der Versicherte seine sechsstellige PIN eingibt, sind die Informationen auf dem Chip lesbar.

Zum Vergleich: Die jetzige Krankenversichertenkarte ist eine reine Speicherkarte. Ihre Informationen können mit einfachen Mitteln kopiert, gelöscht oder manipuliert werden, da sie keinerlei Schutzmechanismen bietet. Geht die neue Gesundheitskarte verloren oder wird sie entwendet, kann die Krankenkasse die Karte sperren. Unberechtigte erhalten keine Leistung, Missbrauch ist ausgeschlossen. Auch das Lichtbild auf der neuen Gesundheitskarte trägt dazu bei, den Missbrauch einzudämmen.

Online gegen den Nachwuchsmangel
Diakonie startet Internet-Infos zu sozialen und Pflege-Berufen

Mit verschiedenen Web-/Internet-Informationen zur Berufsorientierung startet der Diakonie Bundesverband eine Online-Kampagne gegen den drohenden Nachwuchsmangel in der Sozial- und Gesundheitsbranche. Per Facebook, Blog und Twitter informiert die Diakonie junge Menschen über soziale und pflegerische Ausbildungen, Studiengänge und Berufe. Ziel ist es, junge Menschen für soziale und pflegerische Berufe in der Diakonie zu gewinnen und dadurch langfristig den Nachwuchs zu sichern.

„Mit Informations-Flyern zu Berufen und Messeständen erreicht man die Jugendlichen nicht nachhaltig genug“, erklärt Maja Schäfer, Referentin Jugendkommunikation Online im Diakonie-Bundesverband. Notwendig sei eine moderne Form der Jugendkommunikation. „Die jungen Menschen bewegen sich sehr viel im Internet, sie leben geradezu dort. Daher müssen wir ihnen auf diesem Weg entgegen kommen“, betont sie.

Die neuen Web-2.0-Kanäle der Diakonie ermöglichen den jungen Menschen authentische Einblicke in mögliche Berufswege: Auf der Facebook-Seite der Kampagne www.facebook.com/SozialeBerufe finden sich Berichte zu sozialen und pflegerischen Berufen, Ausbildungsportraits und Videointerviews mit Schülern und Studierenden, ebenso Informationen über Last-Minute Ausbildungsplätze, Termine für Berufsinfo-Tage und Bewerbungstipps.

Auf dem Portal www.blog.soziale-berufe.com bloggen Schüler diakonischer Ausbildungseinrichtungen über ihren Alltag und ihre Motivation, einen sozialen Beruf zu lernen. Per Twitter werden Lehrer, Berufsberater und Mitarbeitende aus der Jugendarbeit für das Thema Berufsorientierung und Nachwuchsgewinnung in sozialen und pflegerischen Berufen sensibilisiert via www.twitter.com/SozialeBerufe

Ein weiteres Angebot der Diakonie geht Ende 2011 online: Unter der Adresse www.soziale-berufe.com können sich Jugendliche über soziale und pflegerische Ausbildungen, Studiengänge und Berufe informieren. Das Portal zur Berufsorientierung bietet Ausbildungsvideos, Berufsfindungs-Selbsttests, Stellenbörse, Mitmach- und Spaßfunktionen sowie Hintergrundtexte zu Themen wie dem demografischen Wandel oder Männern in sozialen Berufen.

Die neuen Diakonie-Web 2.0-Kanäle für Jugendliche sind im Rahmen des Projektes „Mit Neuen Medien Jugendliche für die Diakonie gewinnen“ entstanden. Das Projekt wird durch das Programm „Rückenwind - für die Beschäftigten in der Sozialwirtschaft“ des Europäischen Sozialfonds gefördert. Unterstützer sind die diakonischen Fachverbände Bundesverband evangelische Behindertenhilfe, Deutscher Evangelischer Krankenhausverband sowie der Deutsche Evangelische Verband für Altenarbeit und Pflege. Das Programm „Rückenwind“ wird durch das Bundesministerium für Arbeit und Soziales und den Europäischen Sozialfonds gefördert.

Neue Zielgruppen gewinnen
Diakonie will den Freiwilligendienst offen gestalten

„Der Bundesfreiwilligendienst muss als eigenständiges, zivilgesellschaftliches Angebot entwickelt werden und ist keine Fortsetzung des Zivildienstes unter anderem Namen“, betont Johannes Stockmeier, Präsident des Diakonischen Werkes der EKD, in dem auch das Evangelische Seniorenwerk verankert ist.

Stockmeier unterstreicht, dass die Diakonie daran interessiert sei, die vorhandenen Stellen im Bundesfreiwilligendienst BFD weiter auszubauen, um darüber Freiwilliges Engagement zu fördern. Er ermuntert die Träger und Einrichtungen in der Diakonie, die Chancen und Möglichkeiten des BFD offensiv zu nutzen. Dies könne jedoch nur gelingen, wenn alle zivilgesellschaftlichen Anbieter von Freiwilligendiensten untereinander in einem lauteren Wettbewerb stünden.

Eine besondere Chance des BFD sieht Stockmeier in der Option, dass nun auch Menschen über 27 Jahren und Ältere einen Freiwilligendienst machen können. „Dies öffnet uns die Tür, neue Zielgruppen mit diesem Angebot zu erreichen und unsere Dienste weiter zu enwickeln“, meint der Diakonie-Präsident.
Die Kritik am Bundesfreiwilligendienst, die kürzlich am Rande der Ökumenischen Tagung Ehrenamtliches Engagement in Erfurt geäußert wurde, teilt Stockmeier in dieser Schärfe nicht. Vielmehr gelte es, ein eigenständiges Profil des Bundesfreiwilligendienstes neben den bestehenden Angeboten der Jugendfreiwilligendienste Freiwilliges Soziales Jahr FSJ und Freiwilliges Ökologisches Jahr FÖJ zu entwickeln.
Unter massiven Anstrengungen der Träger konnten die prognostizierten Erwartungen der Experten und Expertinnen der Freiwilligendienste erreicht werden. Dass es trotzdem bereits jetzt gelungen sei, über 60.000 vorwiegend junge Menschen für einen Freiwilligendienst in den Jugendfreiwilligendiensten und dem Bundesfreiwilligendienst BFD zu gewinnen, sieht Stockmeier als großen Erfolg an.

Setzt den Rahmen für Engagierte
Dr. Jörg Kruttschnitt neu im Diakonie-Vorstand

Der Diakonische Rat des Diakonischen Werkes DW der Evangelischen Kirche in Deutschland hat Dr. Jörg Kruttschnitt zum Vorstand für den Bereich Recht, Sozialökonomie und Personal im Diakonie Bundesverband berufen. Zur Zeit ist der Theologe und Jurist zweiter Vorsitzender des Vorstands der Diakonie Bayern. Sein neues Amt in Berlin wird er im Januar 2012 antreten. Jörg Kruttschnitt folgt auf Dr. Wolfgang Teske, der seit Mai 2011 Vorstand im Diakonischen Werk Mitteldeutschland ist.

Dr. Jörg Kruttschnitt

Im Diakonie-Vorstand wird Kruttschnitt zuständig sein für das im Aufbau befindliche Zentrum Recht und Wirtschaft. „Ich freue mich auf die Zusammenarbeit mit Herrn Kruttschnitt“, sagte Diakonie-Präsident Johannes Stockmeier. „Gemeinsam mit Vizepräsidentin Cornelia Füllkrug-Weitzel, dem sozialpolitischen Vorstand Maria Loheide sowie den zukünftigen Vorstandskollegen des Evangelischen Entwicklungsdienstes Tilman Henke und Claudia Warning sind wir nun für die aktuellen politischen Herausforderungen bestens gerüs-

tet“, erklärt Stockmeier auch mit Blick auf die Fusion der beiden Werke 2012.

„Damit ist der Vorstand des Diakonischen Werkes der EKD wieder komplett“, sagte Landesbischof Frank Otfried July und gab seiner Freude über die künftige Zusammenarbeit mit Dr. Kruttschnitt Ausdruck.

„Diakonische Einrichtungen und ihre Mitarbeitende erlebe ich stets sehr kompetent und engagiert. Für ihre Arbeit brauchen sie gute politische, rechtliche und wirtschaftliche Rahmenbedingungen. Sich darum zu kümmern, sind wir ihnen schuldig“, sagte Kruttschnitt bei seiner Ernennung in Berlin.

Der 48jährige promovierte Theologe und Jurist Kruttschnitt ist seit dem Jahr 2000 zweiter Vorsitzender des Vorstands der Diakonie Bayern. Dort ist er zuständig für die Bereiche Recht, Wirtschaft, Innere Verwaltung und Offene Soziale Dienste. Nach dem Doppelstudium Jura und Theologie in Bonn, Marburg, Tübingen, Lausanne und München war Kruttschnitt als Jurist in einer Anwaltskanzlei und einem Wirtschaftsunternehmen tätig. Kruttschnitt ist verheiratet und hat eine Tochter.

Älteren eine Chance Diakonie: Langzeitarbeitslose weiter aktiv fördern

Aus Sicht der Diakonie muss die positive Entwicklung am Arbeitsmarkt genutzt werden, um gerade jetzt Langzeitarbeitslose, unter denen auch viele Ältere sind, intensiv zu unterstützen. "Menschen mit gesundheitlichen Problemen, mit niedriger Qualifikation, mit sozialen Schwierigkeiten brauchen Förderung, um im Arbeitsleben wieder Fuß zu fassen. Dazu sind finanzielle Mittel und ein langer Atem notwendig. Die Bundesregierung setzt stattdessen die Kürzungspolitik in diesem Bereich weiter fort und streicht bei den Eingliederungsmitteln fast eine Milliarde Euro", kritisiert Diakonie-Präsident Johannes Stockmeier am Donnerstag anlässlich der Haushaltsdebatte im Bundestag.

Die Diakonie appelliert an die Bundesregierung, die Mittel zur Förderung von Langzeitarbeitslosen nicht weiter zu kürzen. "Wir setzen uns für den Ausbau eines sozialen Arbeitsmarktes ein. Wir brauchen sozialversicherungspflichtige, öffentlich geförderte Beschäftigung, die Menschen mit Schwierigkeiten eine Chance auf Integration und soziale Teilhabe eröffnet", betont Stockmeier.

Die diakonischen Anbieter von Arbeitsmarktdienstleistungen und Qualifizierungsmaßnahmen eröffnen vor allem den am stärksten benachteiligten Langzeitarbeitslosen Perspektiven. Qualität in der Arbeitsmarktförderung ist jedoch nur mit einem verlässlichen finanziellen Rahmen zu gewährleisten.

Arbeit ist Voraussetzung für gesellschaftliche Integration. "Die Haushaltspolitik der Bundesregierung setzt die falschen Schwerpunkte. Wir brauchen den Ausbau öffentlich geförderter Beschäftigung und mehr Qualifikationsförderung statt einer rigiden Kürzungspolitik zu Lasten sozial Benachteiligter", erklärt der Diakonie-Präsident.

Höchste Zeit für Hilfe Diakonie drängt auf Umsetzung der Pflegereform für Demente

„Über eine Million Menschen in Deutschland leiden an einer dementiellen Erkrankung“, stellt Diakonie-Präsident Johannes Stockmeier fest und forderte die Bundesregierung anlässlich des

Welt-Alzheimer-Tages dazu auf, diese Menschen und ihre Angehörigen bei der Reform der Pflegeversicherung endlich angemessen zu unterstützen.

„Die Pflegeversicherung muss dazu beitragen, die häusliche Pflegesituation zu stärken“, forderte der Diakonie-Präsident: „Wir brauchen einen verbindlichen Fahrplan für die Umsetzung der Empfehlungen des Pflegebeirats und ein Ende der Benachteiligung von Menschen mit einer Demenzerkrankung“. Bislang erhielten viele dementiell erkrankte Menschen oft keine ausreichenden Leistungen der Pflegeversicherung.

Der diesjährige Welt-Alzheimer-Tag stellte die vielen persönlichen Einzelschicksale in den Vordergrund, die sich hinter der großen Anzahl der Betroffenen verbergen. Auf dem Internet-Portal www.diakonie.de wurden im Rahmen einer Themenwoche Erfahrungsberichte und Fachinformationen zum Leben mit dementiellen Erkrankungen eingestellt. Diese können dort auch abgerufen werden.

Auch der Bundeskongress des Deutschen Evangelischen Verbands für Altenhilfe und Pflege DEVAP, Fachverband der Diakonie, beschäftigte sich bei einem Kongress in Berlin mit innovativen Formen der Begleitung von Menschen mit Demenz.

Vertrauen durch kleine Schritte
Egon Bahr feiert im März seinen 90. Geburtstag

Er wurde als Architekt der Entspannung mit dem Osten bezeichnet: Bundesminister a. D. Egon Bahr, der am 18. März 90 Jahre alt wird, hat mit seiner Friedenspolitik in den 1970er und 1980er-Jahren sehr wesentliche Beiträge zur Überwindung des weltpolitischen Ost-West-Konfliktes geleistet, ohne welche die Wiedervereinigung Deutschlands 1990 nicht möglich geworden wäre. Der 2011 nochmals verehelichte Journalist, Buchautor und Politiker wurde mit vielen Preisen geehrt: Neben dem Großen Bundesverdienstkreuz mit dem Theodor-Heuss- und Gustav-Heinemann-Preis und der Mannheimer IG-Metall-Medaille; Bahr wurde zum Ehrenbürger Berlins und zum „Professor des Hamburger Senats“ ernannt.

Egon Bahr Foto: Wikipedia

Egon Bahr hat als am 18. März 1922 im thüringischen Treffurt geborener Lehrersohn die Schrecken der NS-Diktatur und die Ursachen der deutschen Teilung noch aus eigener Anschauung erfahren. Er wurde 1942 zur Wehrmacht eingezogen, aber als Sohn einer halbjüdischen Mutter 1944 in Berlin, wo er 1940 das Abitur gemacht hatte, in der Schwerindustrie dienstverpflichtet. Der Musikbegabte, dem noch heute Passagen aus der „Missa Solemnis“ geläufig sind, die er als Chorknabe in Thorgau mit gesungen hatte, wurde im Dritten Reich auch zum Kunststudium nicht zugelassen und lernte Industriekaufmann.

Nach dem Zusammenbruch begann Bahr in Berlin mit journalistischer Arbeit und heiratete. Mit Frau Dorothea hatte er drei Kinder. Bahr wurde Korrespondent von RIAS-Berlin in Bonn. 1956 trat er in die SPD ein. Rückblickend erläuterte er seine Motivation: „Mich interessierte immer nur Deutschlandpolitik. Ich bin doch nicht Sozialdemokrat geworden, um Banken zu sozia-

lisieren. Nein, ich bin Sozialdemokrat geworden, weil ich der Auffassung war, der Adenauer meint es nicht ehrlich, und der Schumacher meint es mit der Deutschlandpolitik ehrlich. Dass es zu einer Wiedervereinigung kommt, da war ich sicher. Ich habe diese Überzeugung nie verloren“.

Realistische Ostpolitik

1960 macht Willy Brandt als Regierender Bürgermeister von Berlin Egon Bahr zum Leiter seines Presseamtes. In dieser Zeit, in der die DDR die Berliner Mauer baut, entwickeln Brandt und Bahr gemeinsam eine neue, realistische Ostpolitik, die auf gegenseitiges Vertrauen setzt, und Strategien zur Überwindung des Kalten Krieges zwischen Ost und West. Politik der kleinen Schritte und Wandel durch Annäherung sind die Leitgedanken. Seine Gedanken zur gegenseitigen Vertrauensbildung äußerte Bahr am 15. Juli 1963 in seiner zu einem Zeitdokument gewordenen Rede in der Evangelischen Akademie Tutzing. Aus ihr zitieren wir am Ende dieser Würdigung einige prägnante Passagen.

Nach einem Zwischenspiel 1959 als Presseattaché der deutschen Botschaft in Ghana, die auch Bahrs Engagement für Entwicklungspolitik befördert, folgt Bahr bei der Bildung der ersten Großen Koalition Willy Brandt als Leiter des Planungsstabs ins Bonner Außenministerium. Nun beginnt, zumal nach Brandts Regierungsantritt 1969, die Bahr als Staatssekretär in Brandts Kanzleramt, als Berlin-Bevollmächtigten und als Sonderminister für die Deutschland- und Ostpolitik sieht, die Veränderung der deutschen Politik im Kalten Krieg: Statt Konfrontation, Hallstein-Doktrin und Festhalten an der Dreiteilung Deutschlands (in Bundesrepublik, in die seinerzeit noch „Mitteldeutschland“ oder „Zone“ genannte DDR und in die ehemaligen Ostgebiete „unter polnischer und russischer Verwaltung“) entwickeln Brandt und Bahr eine realistische, auf Gespräch und Versöhnung ausgerichtete deutsche Ostpolitik. Sie werden als „Verzichtspolitiker“ beschimpft, erreichen indes in kleinen Schritten Erleichterungen für die Deutschen mit Transitabkommen, Grundlagen- und Gewaltverzichts-Verträgen.

Entwicklungshilfe als Friedenspolitik

Zwischen 1972 und 1990 hat Bahr ein Bundestagsmandat, sei es aus seinem Wahlkreis Flensburg/Schleswig oder über die schleswig-holsteinische Landesliste. Von 1976 bis 1981 ist Bahr Bundesgeschäftsführer der SPD, seit 1976 gehört er dem Parteipräsidium an. Nach Brandts Rücktritt 1974 beruft ihn Helmut Schmidt zum Entwicklungshilfe-Minister. Als solcher entwickelt Bahr Gedanken zur Entwicklungspolitik als wichtigen Faktor einer weltweiten Friedenspolitik. Aber 1976 endet seine Arbeit als Minister. Seine friedenspolitischen Ambitionen decken sich nicht immer mit den Optionen von Kanzler Schmidt. Zwischen 1984 und 1994 ist Bahr Direktor des Hamburger Universitäts-Instituts für Friedensforschung.

Die 1980er Jahre sehen Bahr in weltumspannenden Ausschüssen und Kommissionen für die Entspannungs- und Friedenspolitik. Er arbeitete von 1980 an in der von Olof Palme geleiteten Kommission für Abrüstung und Sicherheit mit. Seine Gedanken der Beschränkung der in Europa stationierten Atomwaffen und des kontrollierten Gleichgewichts der konventionellen Waffen bringen ihn in Gegensatz zu den Anhängern des NATO-Doppelbeschlusses, den auch Helmut Schmidt verfolgt.

Unterhändler in Moskau

Gleichwohl verhandelt Bahr nach 1980 als Unterhändler in quasi geheimer Mission mehrfach in Moskau über vertrauensbildende Maßnahmen und Rüstungsbegrenzung, auch wenn diese Versuche teils auf Skepsis stoßen. Auch im innerdeutschen Dialog sind Bahrs Ziele kontrovers: Die DDR-Staatsbürgerschaft anzuerkennen, die Erfassungsstelle für DDR-Gewaltverbrechen in Salzgitter aufzulösen bis zu seinem Wunsch nach der Wiedervereinigung 1990, die Arbeit der Untersuchungsstelle für Stasi-Verbrechen zurück zu fahren, stoßen nicht auf allseitige Zustimmung. Bei der Bildung der Deutschen Einheit kann sich

Bahr eine Mitgliedschaft Gesamtdeutschlands in der NATO nicht vorstellen.

In den Bürgerkriegs-Konflikten der 1990er Jahre spricht sich Bahr für eine stärkere politische und militärische Präsenz Deutschlands und Europas in der Welt aus, regt 1991 die Schaffung eines „Deutschen Friedenskorps“ an und befürwortet 1992 Kampfeinsätze der Bundeswehr unter UN-Mandat. Auch plädiert Bahr für eine Osterweiterung der EU. Parteipolitisch möchte er seine SPD zu einer Äußerung darüber bewegen, „was sie sich in dem neuen Zeitalter zum Beispiel unter dem demokratischen Sozialismus ihres Programms vorstellt“ (so niedergelegt in seinem 1996 erschienenen Buch „Zu meiner Zeit“).

Rückblickend äußerte Bahr 2005 sein Aufbrechen der Anfang der 1960er Jahre erstarrten Deutschland- und Ostpolitik so: „Ich habe mit allem, was geschehen ist, das erreicht, was ich wollte. Der entscheidende Punkt der Wende des Denkens war diese Mauer. Wir haben 1961 festgestellt, alle sind zufrieden, keiner will den Status Quo ändern. Niemand wird uns helfen, sie auch nur löchrig oder durchlässig zu machen. So fing es an, und dazu musste man, da man die Passierscheine weder in Bonn noch Amerika, noch in Moskau bekam, mit denen verhandeln, die autorisiert waren, sie auszugeben“.

Bahrs Tutzinger Rede 1963

In seiner Rede in der Evangelischen Akademie Tutzing vom 15. Juli 1963 fordert Egon Bahr eine Abkehr von Maximalforderungen des Westens mit freien Wahlen in der DDR und zeigt den Nutzen der kleinen Schritte am Beispiel des Interzonenhandels auf. Deutschland dürfe sich als politischer Akteur nicht ausschließen und die Deutschlandpolitik nur den vier Alliierten überlassen. Nur im Gespräch mit der DDR ließen sich erleichternde Regelungen herbei führen. Solche Erleichterungen könne es zuerst einmal nur in kleinen Schritten geben. Dazu müssten dem DDR-Regime aber seine Existenzängste und Fortbestandssorgen genommen werden, die es nurmehr verhärteten. Hier folgen nun entscheidende Passagen aus der Rede Bahrs im Jahre 1963 knapp zwei Jahre nach der Errichtung der Berliner Mauer in der Evangelischen Akademie Tutzing.

„Die Änderung des Ost-West-Verhältnisses, die die USA versuchen wollen, dient der Überwindung des Status quo, indem der Status quo zunächst nicht verändert werden soll. Das klingt paradox, aber es eröffnet Aussichten, nachdem die bisherige Politik des Drucks und Gegendrucks nur zur Erstarrung des Status quo geführt hat. Das Vertrauen darauf, daß unsere Welt die bessere ist, die im friedlichen Sinn stärkere, die sich durchsetzen wird, macht den Versuch denkbar, sich selbst und die andere Seite zu öffnen und die bisherigen Befreiungsvorstellungen zurückzustellen.“

„Die Frage ist, ob es innerhalb dieser Konzeption eine spezielle deutsche Aufgabe gibt. Ich glaube, diese Frage ist zu bejahen, wenn wir uns nicht ausschließen wollen von der Weiterentwicklung des Ost/West-Verhältnisses. Es gibt sogar in diesem Rahmen Aufgaben, die nur die Deutschen erfüllen können, weil wir uns in Europa in der einzigartigen Lage befinden, daß unser Volk geteilt ist….“

Mit verhasstem Regime reden

„Wenn es richtig ist, und ich glaube, es ist richtig, daß die Zone dem sowjetischen Einflussbereich nicht entrissen werden kann, dann ergibt sich daraus, dass jede Politik zum direkten Sturz des Regimes drüben aussichtslos ist. Diese Folgerung ist rasend unbequem und geht gegen unser Gefühl, aber sie ist logisch. Sie bedeutet, dass Änderungen und Veränderungen nur ausgehend von dem zurzeit dort herrschenden verhassten Regime erreichbar sind. Das ist nicht ganz so erschreckend, wie es klinkt, nachdem wir schließlich mit diesem Regime schon eine ganze Weile zu tun haben und auch auf der verschämten Ebene der Treuhandstelle für den Interzonenhandel sprechen.“

„An dieser Stelle drängt sich naturgemäß die Überlegung auf, ob es nicht durch einen totalen

Stopp sämtlicher auch noch bestehender wirtschaftlicher Verbindungen denkbar wäre, das Gebäude der Zone zum Einsturz zu bringen. Man könnte sogar noch einen Schritt weitergehen und dem theoretischen Gedanken nachhängen, ob es nicht durch eine Verschärfung der Situation, die man bewußt fördert, zu einem Zusammenbruch kommen könnte. Die kühle Überlegung führt zu einer totalen Ablehnung des Gedanken. Es ist eine Illusion, zu glauben, dass wirtschaftliche Schwierigkeiten zu einem Zusammenbruch des Regimes führen könnten. Die gut gemeinten Ratschläge der Menschen aus der Zone: brecht den Handel ab, wir schnallen uns gern unseren Gürtel noch enger, zeigen leider keinen Weg. Mehr noch: wir wissen eben aus Erfahrung: zunehmende Spannung stärkt Ulbricht und vertieft die Spaltung. Ganz abgesehen davon, dass eine derartige Haltung die Lage Berlins unberücksichtigt ließe.“

Sackgasse Nichtanerkennung der DDR

„Der nächste Einwand ergibt sich aus unserer berechtigten Ablehnung, das Zonenregime anzuerkennen. Ich halte die Diskussion um die Anerkennung zuweilen insofern für zu eng und vielleicht sogar gefährlich, weil sie uns in eine Sackgasse führen und jegliche Politik verbauen kann. Die selbstverständliche und von niemandem in Frage gestellte Weigerung, die Zone als einen selbständigen Staat anzuerkennen, darf uns nicht lähmen. Jahrelang haben die Botschafter Rotchinas und der Vereinigten Staaten in Genf und Warschau miteinander verhandelt, ohne dass deswegen die USA Rotchina anerkannt hätten oder man auch nur behauptet hat, diese Gespräche seien eine Anerkennung. Der Innenminister der Deutschen Demokratischen Republik, ohne Anführungsstriche, hat den in Berlin stationierten Alliierten am 13. August 1961 verboten, weiterhin von ihrem Recht Gebrauch zu machen, den Ostsektor der Stadt auf allen Wegen zu betreten, und sie auf den einen Übergang am heutigen Checkpoint Charly beschränkt. Als die Alliierten dieser Anweisung folgten, hat niemand deshalb behauptet, das sei eine Anerkennung der ‚DDR‘….“

„Der amerikanische Präsident hat die Formel geprägt, dass soviel Handel mit den Ländern des Ostblocks entwickelt werden sollte, wie es möglich ist, ohne unsere Sicherheit zu gefährden. Wenn man diese Formel auf Deutschland anwendet, so eröffnet sich ein ungewöhnlich weites Feld. Es wäre gut, wenn dieses Feld zunächst einmal nach den Gesichtspunkten unserer Möglichkeiten und unserer Grenzen abgesteckt würde. Ich glaube, sie sind sehr viel größer als alle Zahlen, die bisher genannt wurden. Wenn es richtig ist, dass die Verstärkung des Ost-West-Handels mit der genannten Einschränkung im Interesse des Westens liegt, und ich glaube, es ist richtig, dann liegt sie auch im deutschen Interesse, erst recht in Deutschland. Wir brauchen dabei nicht pingelig zu sein, um diesen bekannt gewordenen Kölner Ausdruck für eine bekannte Haltung zu benutzen. Das Ziel einer solchen Politik kann natürlich nicht sein, die Zone zu erpressen, denn kein kommunistisches Regime, und schon gar nicht das so gefährdete in der Zone, kann sich durch Wirtschaftsbeziehungen in seinem Charakter ändern lassen….“

Menschlichkeit in homöopathischen Dosen

„Ich sehe nur den schmalen Weg der Erleichterung für die Menschen in so homöopathischen Dosen, dass sich daraus nicht die Gefahr eines revolutionären Umschlags ergibt, die das sowjetische Eingreifen aus sowjetischen Interessen zwangsläufig auslösen würde. Die Bundesregierung hat in ihrer letzten Regierungserklärung gesagt, sie sei bereit, über vieles mit sich reden zu lassen, wenn unsere Brüder in der Zone sich einrichten können, wie sie wollen. Überlegungen der Menschlichkeit spielen hier für uns eine größere Rolle als nationale Überlegungen.“

„Als einen Diskussionsbeitrag in diesem Rahmen möchte ich meine Ausführungen verstanden wissen. Wir haben gesagt, dass die Mauer ein Zeichen der Schwäche ist. Man könnte auch sagen, sie war ein Zeichen der Angst und des Selbsterhaltungstriebes des kommunistischen Regimes. Die Frage ist, ob es nicht Möglichkeiten gibt, diese durchaus berechtigten Sorgen

dem Regime graduell so weit zu nehmen, dass auch die Auflockerung der Grenzen und der Mauer praktikabel wird, weil das Risiko erträglich ist. Das ist eine Politik, die man auf die Formel bringen könnte: Wandel durch Annäherung. Ich bin fest davon überzeugt, daß wir Selbstbewusstsein genug haben können, um eine solche Politik ohne Illusionen zu verfolgen, die sich außerdem nahtlos in das westliche Konzept der Strategie des Friedens einpasst, denn sonst müssten wir auf Wunder warten, und das ist keine Politik.“

Wurzeln im christlichen Himmel
Tänzer und Choreograf John Neumeier 70 Jahre alt

Er gilt als derzeit größter Choreograf: Der Amerikaner John Neumeier, der seit 1973 das Hamburg-Ballett leitet und in der ganzen Welt Ballette choreografiert. Am 24. Februar feiert der in Milwaukee als Sohn eines deutschstämmigen Schiffskapitäns und einer Mutter polnischer Herkunft geborene Tänzer und Ballettgestalter seinen 70. Geburtstag.

John Neumeier Foto: Wikipedia

Nach seiner Tänzerausbildung und einem Kunststudium in den Vereinigten Staaten, Kopenhagen und London trat Neumeier als Tänzer und Nachwuchschoreograf 1963 in John Crankos seinerzeit seinen Höhenflug ansetzendes Stuttgarter Ballett ein. 1968 wurde Neumeier Ballettchef in Frankfurt und wechselte 1973 in gleicher Funktion nach Hamburg. Das Hamburg Ballett machte Neumeier zu einer der weltbesten Tanzensembles. Mit seinen aktualisierten Versionen der großen Ballette der Tanzgeschichte, mit Mahler- und Shakespeare-Balletten sowie mit Tanzversionen großer Literatur („Tod in Venedig“, „Endstation Sehnsucht“, „Peer Gynt“) wurde Neumeier der bedeutendste Choreograf des 20. Jahrhunderts noch vor Michail Fokin, George Balanchine und Maurice Béjart.

Seine geistigen Wurzeln liegen für Neumeier in der abendländischen Geistesgeschichte und im Christentum. Der Meisterchoreograf, der seine entscheidenden Impulse vom tanzversierten Jesuitenpater John J. Walsh erhielt, bekennt von sich selbst: „Ich bin Christ und Tänzer“. So in der kürzlich erschienenen Biografie Neumeiers des Tanzjournalisten Horst Koegler („John Neumeier. Bilder eines Lebens“, 256 Seiten. Hamburg: Edel-Verlag. ISBN 978-3-941378-72-8). In einem Interview zu seinem kürzlich heraus gekommenen „Orpheus“-Ballett sah Neumeier die Berufung des Künstlers darin, „den Menschen zu einem inneren Frieden zu verhelfen“. Dies sei den Künstlern aufgegeben, „sei es durch die Weihen des Olymp, dem Ort der griechischen Götter, oder durch den christlichen Himmel“.

Als der Choreograf 1978 Bachs Matthäuspassion in Hamburg auf die Tanzbühne brachte, war die Skepsis groß. Aber Neumeier gestaltete die Passionsszenen mit solch sensiblem Ernst, dass die Kritik schnell verstummte. Er blieb der tänzerischen Umsetzung geistlicher Werke auch weiterhin treu und richtete auch noch Bachs Weihnachtsoratorium, den „Messias“ Händels und das Mozartrequiem für sein Hamburg Ballett ein. In der inzwischen auch verfilmten „Matthäuspassion“ tanzte Neumeier wie auch mehrfach auf der Bühne die Figur des Christus selbst.

Schöpfer von Helden des Inneren
Schriftsteller Martin Walser zum 85. Geburtstag

Martin Walser Foto: Wikipedia - Elke Wetzig/CC-BY-SA

Martin Walser, der große, erfolgreiche deutsche Schriftsteller vom Bodensee, feiert am 24. März seinen 85. Geburtstag. Sein erzählerisches und dramatisches Werk ist ungemein reichhaltig. Seine Themen bezieht er aus den politischen und gesellschaftlichen Wandlungen der Gegenwart und jüngeren Zeitgeschichte.

Der am 24. März 1927 in Wasserburg am Bodensee als Sohn eines Gastwirtsehepaars geborene Schriftsteller hat die Zeithistorie als Weltkriegsteilnehmer mit seinem Abitur (nach amerikanischer Gefangenschaft) 1946 in Lindau, mit Studium in Regensburg und Tübingen (mit Promotion über Franz Kafka), mit der Tätigkeit als Reporter und Hörspielautor beim Süddeutschen Rundfunk Stuttgart und Angehöriger der Aufbruchs-Autoren „Gruppe 47“ sowie Gastdozenturen in den USA am eigenen Leib erfahren. Der Vater von vier ehelichen Töchtern (Franziska, Alissa, Johanna und Theresia) und eines außerehelichen Sohnes (Jakob Augstein) setzte sich politisch für Willy Brandts SPD ein, stand zeitweise auch der Programmatik der DKP nahe und machte vor der Wiedervereinigung aus seinem Verdruss über die deutsche Teilung keinen Hehl.

Martin Walser gehen stilistisch in seinen Äußerungen Pathos und zur Schau gestellte Belehrung ab. Seine Figuren sind eher stille Helden des Inneren, die oftmals an den Zeitläufen scheitern. Die feinsinnige Erzählkunst Walsers spiegelt sich in einer treffenden Symbolik von Objekten, Titeln und Namen in seinen Novellen, Romanen und Theaterstücken wider. So stehen die einsilbigen Namen der Erzählfiguren Walsers für deren Ausgeliefertsein ihrem Umfeld: Der alternde Ehemann mit Geliebter Zürn, Dorn, der politisch verstrickte Fink, Musikstudienrat Potz, Krott und Halm begegnen uns in Walsers Texten. Ein schönes Beispiel für Walsers Anti-Helden ist in seinem Theaterstück „Eiche und Angora“ von 1962 Alois Grübel, der im Dritten Reich umgedrehte Kommunist, der „immer alles einsieht“, nur in den Gesangverein möchte und Hasen züchtet, die er der reinen Luft des Hotels von Ex-Kreisleiter Gorbach opfern muss. Im Titel steht „Angora“ für die geopferten Hasen und „Eiche“ für die unverwüstliche Robustheit des nach dem Krieg zum Hotelier mutierten nationalsozialistischen Kreisleiters.

Auch im übrigen ist Walser für eine deutliche, durchaus sprach-schöpferische Ausdrucksweise bekannt. In diesem Zusammenhang ist seine Paulskirchen-Rede vom Oktober 1998 zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels erwähnenswert. In ihr fand er die ständige Erinnerung an die Holocaust-Unmenschlichkeit des Dritten Reichs in Deutschland, die er in keiner Weise entschuldigte oder verdrängte, übertrieben und kritisierte wohlfeile Lippenbekenntnisse. Die „im grausamen Erinnerungsdienst“ arbeitenden Gedenkredner sah er in der Illusion, näher bei den Opfern als bei den Tätern sein zu wollen. Die Seite der Schuldigen könne man aber mit solcher „Moralkeule“ nicht verlassen. Walser wandte sich gegen die „Instrumentalisierung unserer Schande zu gegenwärtigen Zwecken“.

Nach der Wende, die er wie den Zusammenbruch von 1945 und die saturierte Bundesrepublik mehrfach thematisierte, wollte Walser nicht den „Unsinn fortretten“ und trat für die Gleichbehandlung von West- und Ostspionen ein. Von öffentlichen Bekundungen von „Meinungssoldaten…mit vorgehaltener Moralpistole“ hält Walser wenig. In Interviews sprach Walser von der Beichte als „Seelengymnastik“ und von der katholischen Dogmatik als „Ratzinger-Gefängnis“.

Hohe Ästhetik der Bibel

In seinem jüngst erschienenen Buch „Muttersohn“ behandelt Walser, der aus seiner katholischen Sozialisation heraus eine hohe Meinung von der Bibel behalten hat, auch religiöse Fragen. Er lässt seinen Romanhelden Percy sagen „Psalmodieren wird man wohl noch dürfen, oder?“ Zum Verhältnis zwischen Religion und Literatur meinte Walser, dass höhere Literatur als die Psalmen der Bibel kaum vorstellbar sei. Er empfinde in der biblischen Offenbarung eine ganz hohe Ästhetik. „Glauben heißt, die Welt so schön zu machen, wie sie nicht ist“, räumt der abwägende Walser in seinem „Muttersohn“ ein. Kritisch geht er mit dem Verbot um, im hohen Alter seinem Leben kein Ende setzen zu dürfen und will eigenständiges „Aufhören“ erlaubt sehen. - Wir werden noch eine weitere ausführliche Würdigung Martin Walsers aus der Feder von Dr. Martin Hussong bringen.

Christus kam nicht zum Verdienen auf diese Welt. Er wollte erlösen und befreien. Er wollte retten und loskaufen. Er wollte auslösen.

Erich Franz

Mehr auf das Leben blicken

Natalität überragt in der Altenseelsorge die Mortalität – Vortrag „Das Alter veraltet“

von Prof. Dr. Gerhard Wegner, Hannover

Bei der Tagung des ESW-Landesverbandes RWL im Sommer 2011 in Bonn, von der wir in ESW-Informationsbrief 4/2011 unter dem Titel „Den Schatz heben“ berichteten, hielt der Leiter des Sozialwissenschaftlichen Instituts SI der EKD Hannover, Professor Dr. Gerhard Wegner, einen Vortrag unter dem Titel „Das Alter veraltet“. In ihm setzte sich der SI-Leiter mit den Wandlungen des Alters und ihren Konsequenzen für die kirchliche Altenarbeit auseinander: Es sei dabei mehr auf das Leben als auf das Sterben zu sehen. Die Natalität sollte in der Altenseelsorge die Mortalität dominieren. Alte Menschen dürften und sollten neue Perspektiven gewinnen. Seine Empfehlungen fasste der Referent im Öffnen für Bewegung, Bildung und Beziehung zusammen und empfahl „Laufen, Lernen, Lieben und Lachen“. Wegen des grundsätzlichen Interesses an Wegners Ausführungen veröffentlichen wir hier Prof. Dr. Wegners Text in der Form seiner Niederlegung im Internet.

Es ist mittlerweile Common Sense, dass sich in Sachen Alter in unserer Gesellschaft viel verändert hat. Wurde noch vor wenigen Jahren die demografische Entwicklung vor allem als Problem einer diskriminierend so genannten „Überalterung“ und eines bedrohlichen „Altersberges“ diskutiert, so ist man, auch in Folge der Altersberichte der Bundesregierung und vieler anderer Bemühungen, dazu übergegangen, die Chancen einer älter werdenden Gesellschaft herauszustellen. Wir diskutieren über Vor- und Nachteile einer Gesellschaft des langen Lebens, es wird über das so genannten „Dritte Alter“ geforscht und die Medien berichten über die „Jungen Alten“. Insbesondere diese beiden letzten Begriffe beherrschen nun das Feld. Die betreffenden Diskussionen werden nicht mehr so abgrenzend geführt; insbesondere die diskriminierenden Aspekte sind deutlich zurückgetreten.

In den folgenden Ausführungen wird eingegangen auf:

- Das defizitäre Altersbild in Kirche und Diakonie
- Neue Kultur des Alters
- Nur eine Verschiebung des Alters?
- Alter ist nicht gleich Pflege
- Altersindifferenz: Alt sein ohne alt zu sein
- Die Herausbildung neuer Lebensmöglichkeiten im Alter (fünf Thesen)

Das defizitäre Altersbild in Kirche und Diakonie

Damit eröffnet sich die große Chance, das Thema angemessen in den Blick zu nehmen und die strukturellen Veränderungen, insbesondere was die Situation und die Diskussion in Kirche und Diakonie anbetrifft, in den Vordergrund zu rücken. Zwar wird auch hier viel über ältere Menschen diskutiert, aber was ihr längeres Leben tatsächlich für die „Organisierung“ von älteren Menschen in der Kirche, für ihre religiöse und kirchliche Ansprechbarkeit und überhaupt für die mentale gesellschaftliche und kirchliche Lage bedeutet, wurde bisher, so meine These, selten in den Blick genommen. Eine Ausnahme macht das Papier des Rates der EKD „Im Alter neu werden können“.

Diese Situation hat wahrscheinlich mit dem in der Kirche und ihrer Diakonie weit verbreiteten Altersbild zu tun. Dieses Bild lässt sich relativ leicht durch Primär-Erfahrungen illustrieren: Bei vielen Vorträgen, die ich zum Thema Alter gehalten habe, musste ich immer wieder die Erfahrung machen, dass man schon nach kürzester Diskussionszeit bei fast jedem Publikum vom Thema der Veränderung des Alters, d.h. des längeren Lebens, weg kommt und ganz schnell auf die Frage der Pflege im Alter umgeleitet wird. Das Altersbild, das in der Kirche traktiert wird, so scheint mir, ist in einem übergroßen Ausmaß durch das Charakteristikum „Pflegebedürftigkeit“ geprägt.

Damit setzt sich die im Grunde genommen klassische Assoziation von Altern, Tod und Sterben in der christlichen Theologie stets wieder durch. Sie wird aber der gegenwärtigen Situation der Älteren so nicht mehr gerecht. Und: Nicht nur die Pflegebedürftigkeit wird sofort zum Thema gemacht, sondern auch das Sterben selbst und insbesondere die Auseinandersetzung mit der Hospizbewegung wird immer wieder thematisiert. Allein diese wenigen Eindrücke machen deutlich, dass es offensichtlich eine Defizitsicht auf das Alter in der Kirche gibt, die stark von diakonischen Anliegen geprägt ist. Nach wie vor ist auch die „Zuständigkeit“ für das Thema Alter in vielen Landeskirchen aus diesem Grund in der Diakonie angesiedelt. Das Alter ist folglich etwas, was aus der Sicht der Fürsorge, der Betreuung, auf jeden Fall des Schutzes in den Blick kommt. Logisch, dass es deswegen auch Vorbehalte gegen eine besondere Betonung der Stärken des Alters und ihrer Aktivierung gibt.

Nach wie vor selten werden bisher jedoch die Stärken des Alters und vor allen Dingen die Herausforderung, die mit dem dritten Alter oder den jungen Alten verbunden sind, angesprochen. Die herrschende Defizitsicht artikuliert die Hinfälligkeit der Menschen und ihre wachsende

Angewiesenheit im Alter. Sie denkt das Alter vor allem von seiner Nähe zum Tode und steht damit in einer großen seelsorgerlichen, theologischen und religiösen Tradition der Deutung des Alters in den Religionen, und zwar insbesondere im Christentum.

Das überkommene Bild vom alten Menschen im Rückzug stammt aus den 1950er und 1960er Jahren
Foto: privat

Neue Kultur des Alters

Gegen eine solche defizitäre Sicht auf das Alter argumentiert nun der Sechste Altenbericht der Bundesregierung in seinen Schlussfolgerungen und spinnt damit den Faden des Fünften Altenberichts weiter, der in dieser Richtung einen echten Aufbruch markierte. Der Sechste Altenbericht enthält auch zum ersten Mal ein Kapitel zu Altersbildern in den Kirchen und Religionen. Gerade in diesem Kapitel wird die klassische Sicht des Alters in Theologie und Kirche herausgearbeitet und dafür plädiert, dass sich die Kirchen ihren Umgang mit den Älteren nicht auf diese defizitäre Sicht, so berechtigt sie auch im Einzelnen sein mag, reduzieren mögen.

So fordert der Sechste Altenbericht unter der Überschrift Eine neue Kultur des Alters entwickeln: „Das Alter verdient eine neue Betrachtung. Noch immer herrscht im Umgang mit dem Alter eine Fokussierung auf Fürsorge und Hilfebedürftigkeit vor – auch wenn diese in vielen Fällen gutgemeint ist. Eine ausschließliche Deutung von Alter als einem Lebensabschnitt, der einer besonderen Sorge und eines besonderen Schutzes bedarf, entspricht nicht der Vielfalt des Alters. Die fürsorgerische Sicht auf das Alter muss durch eine an den Stärken und Gestaltungsspielräume des Alters orientierte Sicht ergänzt werden. So sollten z. B. die Kirchen und Religionsgemeinschaften ältere Menschen nicht als vornehmlich unterstützungsbedürftig ansehen. Vielmehr sollten sie auch den vielfältigen Lebensstilen und Erwartungen älterer Menschen Rechnung tragen und auf ihre Kompetenzen und die Entwicklung ihrer Potenziale setzen.“

Zwar sind die Formulierungen stets abgeschwächt und erscheinen dadurch etwas geschönt, dass man Formulierungen wählte, die eine Ausschließlichkeit verhindern: also sollen ältere Menschen nicht als vornehmlich unterstützungsbedürftig angesehen werden und die Kirchen sollten auch der Entwicklung ihrer Kompetenzen und Potenziale Rechnung tragen. Aber im Grunde genommen sind diese Sätze stark herausfordernd, insbesondere für die Kirche. Entsprechend sollten sie auch nicht allzu schnell überwölbt und integriert werden, sondern müssen in die Erarbeitung neuer Altersbilder und eines neuen Zugehens auf die Kompetenzen und Potenziale älterer Menschen umgesetzt werden. Nicht die Hinfälligkeit der älteren Menschen und das Problem ihrer Pflegebedürftigkeit, nicht ihre größere Nähe zum Tode steht nach diesen Thesen im Mittelpunkt der Herausforderung, sondern die Förderung ihrer Selbstständigkeit, ihrer Kreativität, ihres Interesses, die Förderung von Teilhabegerechtigkeit älterer Menschen. Es geht darum, ein positives produktives Altersbild zu gewinnen und dieses in der kirchlichen Arbeit auch zum Tragen kommen zu lassen. Die Altersdenkschrift des Rates der EKD formuliert deswegen bewusst schon in ihrem Titel: dass man im Alter neu werden kann. Ausführlicher wird in ihrem Text eine Umkehrung des gängigen kirchlichen Altersbildes formuliert. Das kann durchaus als eine Revolution in Richtung einer Emanzipation des Alters interpretiert werden. Ob dies allerdings so sein wird und es nicht nur zur Nutzung des Alters als letzter Reserve einer

sterbenden Gesellschaft kommt, ist noch nicht ausgemacht.

Eine Verschiebung des Alters?

Man kann an dieser Stelle bereits ganz grundsätzlich fragen, ob das, was mit diesen Thesen und Erwartungen in Richtung einer Umkehrung des Altersbildes verbunden ist, überhaupt noch ein Altersbild darstellt. Das würde fragen lassen, ob sich nicht das Alter zumindest in der sogenannten Zeit des dritten Lebensalters bzw. bei den so schön paradox formulierten „jungen Alten“ im Grunde genommen längst „vergleichgültigt“ hat. Die Jungen Alten partizipieren an einer Phase des längeren Lebens, die weder jung noch alt sondern irgendwie einfach dazwischen liegt: an der Zeit voll aktiven Lebens. Die Jungen Alten wären folglich nicht mehr wirklich alt, weil sie wenig Defizitäres im Blick auf das Alter erfahren.

Man kann ja argumentieren, dass die Vorstellung von Alter grundsätzlich immer etwas Defizitäres an sich hat. Bestreitet man dies – und rückt die Möglichkeit etwas Neues auch noch im Alter zu beginnen in den Vordergrund – dann wären Menschen im dritten Lebensalter von dieser Sichtweise her nicht wirklich alt. Alt ist man eben erst dann, wenn sich die Lebensmöglichkeiten deutlich und drastisch beschränken und man wirklich nichts Neues mehr beginnen kann. Jedenfalls nichts Neues mehr im Sinne säkularer Betätigung – geistlich könnte dies ja immer noch geschehen. Vorher aber wäre man eben nicht alt, sondern in gewisser Hinsicht immer noch jung. Deutlich wird, dass sich das Alter im dritten Lebensbereich völlig verändert, deswegen ja auch die paradoxe Formulierung von den jungen Alten oder von den fitten Alten. Es sind Sprachbilder, die andeuten, dass hier noch ein großer Suchbedarf nach korrekten Formulierungen besteht. Es gibt für viele Menschen eindrucksvolle Erlebnisse, die sich paradigmatisch darin zusammenfassen lassen, dass man eine Gruppe von Menschen trifft, die insgesamt von ihrem Outfit, von ihrem Verhalten, von ihrer Lebendigkeit und Kreativität als jung einzuordnen sind, biologisch gesehen sind sie aber ganz schön alt.

Alte Menschen im Wellness: Alt und Jung gemeinsam bei der Wassergymnastik unter südlichem Himmel.
Foto: Kurt Witterstätter

Alter ist nicht gleich Pflege

Stichwort Pflege: Hier gibt es den oft mit dem Alter assoziierten ausgesprochen negativ geprägten Begriff des Pflegefalls. Es ist ein diskriminierender Begriff, der längst abgelegt sein sollte. Denn es geht doch nicht um Pflegefälle im Alter, die der Gesellschaft zur Last werden und zwangsläufig mit mehr Alten einher kämen. Es geht um Pflegebedürftigkeit, die im Interesse aller vernünftig gewährleistet sein muss.

Auch müssen längst nicht alle ergrauten Menschen gepflegt werden. Pflegebedürftigkeit ist in einem großen Umfang erst im hohen Alter festzustellen. Zwischen 60 und 70 Jahren werden lediglich zwei Prozent der Menschen gepflegt, zwischen 70 und 75 fünf Prozent und erst über 90 ist eine Mehrheit von 61 Prozent der Menschen auf Pflege angewiesen. Das durchschnittliche Eintrittsalter des Einzugs in ein Heim liegt bei 82,5 Jahren. Die Mehrheit der Menschen wird vor dem Tod nicht zum Pflegefall: 55,9 Prozent bleibt dies erspart. Zudem werden nach wie vor 70 Prozent der Menschen zu Hause gepflegt, 30 Prozent stationär. Von den 70 Prozent, die zu Hause gepflegt werden, werden wiederum 70 Prozent von Angehörigen betreut. Die Assoziationskette: Alt – Pflegefall – ab ins Heim – stimmt so nicht.

Das defizitäre Altenbild ist eine Projektion auf eine Situation, die so nicht wirklich in den Blick

genommen werden kann. Es resultiert aus einer langen religiösen und theologisch geprägten Erzähltradition, die in einer spezifischen Weise das Alter verortet. Diese Tradition blickt nicht prinzipiell nur defizitär auf das Alter, aber sie ist dadurch geprägt, dass das Alter von der Mortalität her begriffen wird. Das ist in gewisser Hinsicht auch plausibel. Nur stehen wir eben heute vor der Situation, dass sich das biologische Alter in den lebensgeschichtlich langen Zeiträumen zwischen 60 und 80 Jahren nicht primär von der Mortalität her angemessen begreifen lässt. Die Pflegethematik wird dem Alter nicht wirklich gerecht. Sie artikuliert einen Betreuungs- und Fürsorgebedarf, der im Blick auf das gesamte Alter schlicht eine Diskriminierung darstellt.

Altersindifferenz: Alt sein ohne alt zu sein
Aber auf der anderen Seite leuchtet es natürlich ein, dass Mortalität mit Alter assoziiert wird und damit natürlich auch mit Pflege und Hinfälligkeit allgemein. Nur ist eben auch deutlich: wenn man an dieser Sicht auf das Alters festhält, kann man keinen wirklichen Zugang zu den Veränderungen der Altersbilder der jungen Alten gewinnen. Insofern stellt sich hier die Frage, welche Sprache wir finden, um dieses Gruppe von Menschen und ihre Erfahrungswelt angemessen zu beschreiben und sie damit an- und aufzurufen. Die Benennung dieses neuen Phänomens macht es erst wirklich zu einer Realität.

Man kann also fragen: Ist das dritte Alter noch ein Alter, sind die jungen Alten eigentlich alt? Kann man alt sein, ohne alt zu sein? Die These meines Beitrages ist: Das Alter ist im wahrsten Sinne des Wortes veraltet. Die Gesellschaft wird tendenziell altersindifferenter. Die Lebensmöglichkeiten der Menschen, so kann man es positiv sehen, vergrößern sich durch diese Erfahrung des dritten Lebensalters. Dies ist zweifellos eine weltgeschichtlich einmalige Entwicklung, die große Chancen bietet, aber natürlich auch mit Risiken verbunden ist.
Mit folgenden Thesen soll diese Entwicklung vertieft werden:

1. These:
Die Gesellschaft wird altersindifferenter

2. These:
Das Alter pluralisiert sich und wird ungleicher

3. These:
Bilder vom Alter wirken in der Regel verstärkend und bestätigend

4. These:
Die wichtigste Zukunftsfrage ist: Wofür wird das längere Leben genutzt?

5. These:
Im Alter neu werden können!

Herausbildung neuer Möglichkeiten
These eins: Die Gesellschaft wird altersindifferenter

Das Lebensalter wird als Indikator für Lebenszusammenhänge und Lebensorientierungen immer unwichtiger. Deutlich wird schon in der unmittelbaren primären Lebenserfahrung, aber auch in der wissenschaftlichen Altersforschung, dass das biologisch numerische Lebensalter immer weniger über einen Menschen aussagt. Es ist längst kein guter und treffender Indikator mehr. Früher konnte man, wusste man von einem Menschen das Lebensalter, eine ganze Menge über ihn voraussagen. Das betraf das das individuelle Verhalten, insbesondere aber auch körperliche Fitness oder Bekleidung und Lebensinteressen. In gewisser Hinsicht war die Gesellschaft von Altersstrukturen her gegliedert. Der Übergang in den Ruhestand markierte einen entscheidenden Bruch mit der bisherigen Biografie.

Alleine die Kenntnis des Alters des Menschen sagt heute so gut wie gar nichts mehr aus, bis dahin, dass man sich immer mehr bei Klassentreffen wundern kann, wie unterschiedlich die Menschen sind. Es werden immer mehr Altersgrenzen in der Gesellschaft fallen müssen. Entsprechende Diskussionen hierüber gibt es ja

auch an vielen Stellen. Pauschale Altersgrenzen, die sich am Indikator Alter orientieren, werden zunehmend als ungerecht durchschaut. Denn völlig unterschiedliche Leistungsfähigkeiten werden über einen Kamm geschert, die im Sinne der Gleichheit, aber nicht der Gerechtigkeit funktionieren. Nötig wird es in Zukunft, individuelle Lösungen zum Beispiel beim Übergang in den Ruhestand und beim Bezugsbeginn der Rente zu finden. Zunehmend wird es hier auch rechtliche Interventionen geben, da pauschale Altersgrenzen in allen Bereichen auch der Würde der Menschen nicht mehr entsprechen, und ihren Wünschen schon gar nicht.

Altersgrenzen durchbrechen

Bestimmte Berufsgruppen haben es längst geschafft, Altersgrenzen zu durchbrechen und dies wird weiter zunehmen. Bei hochqualifizierten und selbstständig tätigen Berufen gab es diese Entwicklung schon. Bestimmte Argumentationen, die für das Einhalten solcher Altersgrenzen mit angeblichen Defiziten der Älteren argumentieren, zum Beispiel, dass ältere Menschen in anstrengenden Sitzungen schneller einschlafen als jüngere (was empirisch Unsinn ist), werden fallen.

In dieser Richtung kann man auch über die Rente mit 67 diskutieren. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist damit noch nicht das Ende der Fahnenstange erreicht. Die Rente mit 67 bietet natürlich große Härten für bestimmte Berufe, sofern sie gesundheitlich so anstrengend sind, dass man dieses Berufsalter überhaupt nicht erreichen kann. Hier braucht es deswegen dringend flexiblere Übergänge. Eine pauschale Rente mit 67 wird deswegen weiter differenziert werden. Einige wollen gerne bis 70 arbeiten; andere müssen bereits mit 60 Jahren in den Ruhestand gehen. Das Rentenalter muss auf die individuelle Leistungsfähigkeit und Fitness bezogen werden, auch wenn natürlich entsprechende Verfahren sehr viel schwerer zu entwickeln sind als die bisherigen pauschalen Regelungen.
Ein entscheidender Hinweis auf die nachlassende Indikatorwirkung des biologischen Alters ist die Veränderung sozialer Milieus. In der Milieuforschung sind bisher oft die Faktoren Alter und Bildung als Indikatoren für die Zuordnung zu Milieus gebraucht worden und haben auch treffsicher funktioniert. Bildung bleibt auch weiterhin ein Indikator, aber im Blick auf das Alter verschieben sich die Koordinatenkreuze deutlich. Die Sinus-Milieus 2009 können z. B. feststellen, dass die Bevölkerung zwar immer älter wird, aber dennoch der Anteil traditioneller Milieus deutlich weiter schrumpft. Er lag 1982 noch bei 47 Prozent und liegt 2009 bei 24 Prozent, hat sich also innerhalb von 30 Jahren halbiert. Das ist eine enorme Entwicklung. Gleichzeitig haben alle in der Gesellschaft, so eben auch die Alten, Anteil an die Gesellschaft insgesamt erfassenden Prozessen von Modernisierung, sprich Individualisierung.

These zwei: Das Alter pluralisiert sich und wird ungleicher.

Das Alter wird offener, differenzierter und gestaltbarer. Vieles wird möglich – aber der Einfluss der sozialen Ungleichheit wird größer.

Schon aus der ersten These lässt sich ableiten, dass es das Alter in Zukunft kaum mehr geben wird. Wenn sich die Lebenssituationen und die persönlichen Erfahrungswelten der Alten immer mehr differenzieren, dann pluralisiert sich das Alter insgesamt. Es wird differenzierter. Lebenssituationen werden offener und im Prinzip ergeben sich damit neue Freiheitsspielräume und Gestaltungsmöglichkeiten. Vieles wird für die Älteren möglich und viel mehr wird möglich. So zum Beispiel Tätigkeiten und Verhaltensweisen, die noch vor 30, 40 Jahren vollkommen undenkbar gewesen ist, weil man als alter Mensch so etwas eben nicht tat.

Hinweise hierfür sind überall anzutreffen. Insbesondere der Boom von Filmen und sonstigen Produkten, die sich auf das Thema der Sexualität im Alter beziehen, indiziert mehr als alles andere einen Wertewandel. Allerdings wird auch die Ambivalenz speziell dieser Thematik deutlich: man muss dafür auch fit und potent bleiben! Für viele

wird das Leben sinnvoller, interessanter und lustvoller, andere erleben aber auch mehr Stress und Konkurrenzdruck.
Ob diese Entwicklungen zur Befreiung, zur Emanzipation der älteren Menschen beitragen oder ob sie sich neuen gesellschaftlichen Prägemustern unterwerfen, muss an dieser Stelle offen bleiben. Es ist aber kennzeichnend, dass im Blick auf die älteren Menschen ein emanzipatorischer Diskurs bisher ganz selten geführt wird. Das unterscheidet diese Situation deutlich von anderen Befreiungsbewegungen wie zum Beispiel der Frauenbewegung: sie reklamiert die Gleichstellung der Geschlechter und damit ihre spezifische De-Thematisierung als Befreiung. Entsprechendes findet sich bei den Älteren bisher nur selten.

Ungleichheit wächst

Gleichzeitig nimmt in all diesen Prozessen der Einfluss der sozialen Ungleichheiten zu. Dieser Einfluss wirkt unabhängig vom Alter als solchen und prägt die gesamte Gesellschaft. Die soziale Ungleichheit in Deutschland hat in den letzten 10 Jahren erheblich zugenommen und es ist keine Umkehr des Trends zu erkennen. Wer sich selbst als Kind als selbstwirksam erlebt hat – weil er oder sie in relativ wohlhabenden Verhältnissen aufgewachsen ist –, der hat auch gute Chancen, sich in die Gesellschaft produktiv einzubringen und später ein gutes Alter zu erleben. Das eigene Altersbild ist stark von den eigenen Lebenserfahrungen in der Jugend geprägt. Von einer grundsätzlich positiven Haltung zu sich selbst ist dann auch das Bild vom eigenen Alter geprägt. Sein oder ihr Altersbild wird durchaus positiv eingefärbt sein.

Wer aber früh Armut erlebt, ist in sozialer Hinsicht früher alt und, so muss man es nüchtern formulieren, sieht auch dementsprechend älter aus. Damit ist eine ganz harte Wirklichkeit beschrieben und eine harte Trennung der verschiedenen Lebenswelten. Und schließlich ist es ja auch so, dass Armut und Reichtum ganz fundamental mit der Lebenserwartung der Menschen zu tun haben. Ein Arbeitsloser hat eine erheblich reduzierte Lebenserwartung gegenüber wohlhabenderen Menschen. Die Differenz liegt bei etwa zehn Jahren. Insofern gilt in jeder Hinsicht, dass arme Menschen schneller alt werden und vielleicht die Zeit des jungen Alters gar nicht werden erleben können. Dies unterstreicht noch einmal, wie sehr sich die Alterserfahrung vom biologischen Lebensalter abkoppelt und durch andere Faktoren, in diesem Falle eben durch die soziale Ungleichheit beeinflusst wird.

Altersarmut

Diese Situation wird sich in Zukunft auch noch durch die sich entwickelnde Altersarmut verschärfen. Es lässt sich heute schon voraussagen, dass Menschen, die im Niedriglohnbereich arbeiten auch nach jahrzehntelanger Lebensarbeitszeit keine ausreichende Rente erhalten werden. Wer heute 45 Jahre lang zu 7,50 Euro pro Stunde arbeiten würde, würde mit 67 Jahren eine Rente von etwa 600 Euro bekommen und liegt damit unterhalb des Existenzminimums. Dies alles hat auch mit der Misere unseres Bildungssystems zu tun, dem es nach wie vor nicht gelingt, die enge Kopplung von sozialer Herkunft und Bildungserfolg zu überwinden, ja in dieser Hinsicht weitere Rückschritte macht.

In dieser Hinsicht kommt dem in der Kirche verbreiteten defizitären diakonischen Altersbild in Zukunft eine noch viel größere Bedeutung zu, als dies bisher schon der Fall ist. Denn es wird nötig werden, im Blick auf die betreffenden Menschen mehr Fürsorge und mehr Schutz zu aktivieren. Nur muss man sich eben klarmachen, dass der entscheidende differenzierende Faktor nicht das Alter ist, sondern die soziale Situation. Insofern ist auch in Zukunft nicht mit einem Kampf jung gegen alt zu rechnen, sondern, wenn überhaupt, mit sozialen Auseinandersetzungen von reich gegen arm. Und in diesen Auseinandersetzungen sind die Armen einfach früher alt und die Reichen bleiben länger jung. Es wird in Zukunft darum gehen, diese Situation in den Blick zu nehmen und möglichst entgegenzusteuern.

These drei: Bilder vom Alter wirken in der Regel verstärkend und bestätigend.

Die wichtigsten Einflussfaktoren: Bewegung, Bildung und Beziehung. In diesem Gefüge des längeren Lebens mit guten Chancen für viele, aber einem sich verstärkenden Einfluss der sozialen Ungleichheit, wirken auch die Altersbilder, die es in einer Gesellschaft gibt. In der Regel wirken sie allerdings auf die eigenen Lebenserfahrungen vor allem bestätigend und verstärkend. Gegebenenfalls kann es auch sein, dass sie in einem gewissen Ausmaß korrigierend oder auch kompensatorisch wirken. Das heißt entsprechende in der Gesellschaft propagierte defizitäre oder positive Altersbilder können durchaus einen spezifischen, so eben begrenzten Einfluss auf die eigene Selbstwahrnehmung haben und können sie positiv oder auch negativ beeinflussen. Dass Altersbilder aber eine autonome sozusagen selbstwirksame Funktion hätten, die unabhängig von sozialen Situationen auf Menschen wirken würde, scheint nicht der Fall zu sein. Deutlich ist: wer eine insgesamt defizitäre und die eigene Entwicklung beeinträchtigende Jugend und Kindheit erlebt, der wird auch ein eher negatives Altersbild entwickeln. So wie er oder sie insgesamt ein eher negatives Lebensbild, das Leben möglicherweise insgesamt eher als Last oder gar als Strafe, ausbilden wird. Alles hängt an der Erfahrung eigener realer Chancen, im Leben etwas beginnen zu können, Antreiber seiner eigenen Entwicklung zu sein und sich in dieser Hinsicht in irgendeiner Weise „verwirklichen“ zu können. Solche Selbstverwirklichung ist der Maßstab unserer Gesellschaft und wer davon ausgeschlossen oder beeinträchtigt ist, leidet an mangelnder Teilhabe und infolge dessen an Anerkennung.

Keine Überforderung

Es ist so, dass heute in der Wirtschaft die Personalverantwortlichen und Manager in der Regel ein durchaus aufgeklärtes und das heißt in der Tendenz eher positives Altersbild haben. Dies war nicht immer so. Es ist noch nicht lange her, da war es Common Sense, dass man auf jeden Fall Jüngere einstellen müsse, weil Ältere pauschal nicht so leistungsfähig seien. Heute ist man weitgehend der Meinung, dass ältere Arbeitnehmer nicht per se defizitärer sind als jüngere. Die Durchsetzung dieses positiveren Altersbildes ist jedoch deutlich abhängig von der „Marktlage“ auf den Arbeitsmärkten und der sie beeinflussenden Politik. Solange mittels politisch gewollter Instrumentarien wie Vorruhestand, Altersteilzeit und anderen Formen, ältere Menschen aus den Betrieben relativ komfortabel hinauskomplimentiert werden konnten, gab es keinerlei Anlass, das defizitäre Altersbild zu verändern. Im Gegenteil: diese Maßnahmen unterstützen und stellten es sozusagen alterspraktisch unter Beweis. All diese Regelungen waren ja als das Alter schützende Maßnahmen gedacht und von daher beruhten sie logischerweise auf einem negativen Altersbild. Indem sie praktiziert wurden, bestätigten sie es. Die Rente mit 67 enthält demgegenüber zunächst einmal kein negatives Altersbild, sondern fordert die Älteren in ihrer Leistungsfähigkeit für die Gesellschaft heraus. Ob es sich dabei nun allerdings um eine Überforderung handelt, in der Undifferenziertheit der Regelung ist das sicherlich der Fall, bleibt zu diskutieren.

An dieser Stelle kann man noch einmal die Frage stellen, ob nicht der Begriff „Altersbild“ ohnehin generell falsch ist, weil die 60- bis 75-Jährigen pauschal als Gruppe eben im Grunde genommen gar nicht „alt“ sind. Es wird für diese Gruppe von Menschen ein neuer Begriff, ein neues Leitbild, ein Ideal gesucht. Die bisher hier angebotenen Beschreibungen von den fitten Alten, den jungen Alten, dem dritten Lebensalter oder was auch immer sonst noch, scheinen nicht mehr zu passen. Auch die Rede, die wir nach wie vor in der Kirche in vielen Bereichen haben, von den Jungsenioren oder der Seniorenakademie treffen nicht unbedingt das Lebensgefühl dieser Menschen. Entscheidend ist die Bedeutung, die das gefühlte eigene Alter aufweist. Es hat sich innerhalb der letzten 30, 40 Jahre rasant nach „hinten“ verschoben.

Eher Generationenpolitik

Noch vor 30 Jahren war die Mehrheit der Bevölkerung der Meinung, dass man etwa um die 60 herum, eben mit dem Übergang in den Ruhestand, alt wäre. Heute wird dieser Übergang erst mit 71, 72 Jahren verortet. Das zeigt, dass der Begriff des Alters für das dritte Lebensalter nicht mehr passt und hier tatsächlich eine Altersindifferenz eingezogen ist. Nun ist der Begriff junge Alte zwar schön paradox, sagt aber inhaltlich wenig. Wäre es deswegen nicht klug, zukünftig ganz auf die Terminologie Alter zu verzichten? Entsprechende Folgerungen werden im sechsten Altenbericht angedeutet. Gefordert wird, dass in Zukunft nicht mehr die Zuständigkeit für Alter in einem Ministerium angesiedelt wird, sondern dass der ganze jetzige Bereich Familien, Jugend und Alter als Teil einer übergreifenden Generationspolitik betrachtet werden soll und das Ministerium dementsprechend benannt werden sollte.

Was bedeutet das für die Kirche? Nach wie vor sind viele Begrifflichkeiten lebendig, die auf Alter, Senioren u. ä. abzielen. Wie rufen wir in der Kirche, in Seelsorge, Bildungsarbeit, theologischer Reflexion, in Zukunft diese Menschen an? Ohne ein verändertes Altersbild wird es nicht gehen. Aber deutlich ist auch, dass die kirchlich-diakonische Tradition des Altersschutzes nicht einfach abgestreift werden kann. Sie hat auch weiterhin ihre Bedeutung, zumindest für das hohe Alter.

Bewegung, Bildung, Beziehung

Wir sollten ein realistisches, positiveres, Altersbild von zumindest drei grundsätzlichen Lebensebenen oder Lebensdimensionen her entwickeln. Man könnte dies dann auch als Lebensbild, in das alle Lebensphasen eingeordnet sind, begreifen, weniger als Altersbild.
Die verschiedenen Ebenen oder Aspekte des Lebens, die ich für wesentlich halte, lassen sich durch die drei Begriffe Bewegung, Bildung und Beziehung oder auch Laufen, Lernen, Lieben, Lachen zusammenfassen. Ein gutes Leben, gerade in christlicher Hinsicht, realisiert sich in diesen drei Beziehungen und Dimensionen. Es hat mit Bewegung, auch gerade körperlicher Aktivität zu tun. Sie ist, wenn man so will, die Grundlage für ganz Vieles, auch für Beziehung und für Bildung. Man weiß das aus der frühkindlichen Entwicklung, aber es gilt ebenso für die Zusammenhänge zwischen Bewegung und Bildung bis hin zur mentalen Vorsorge gegen Demenz ins hohe Alter hinein. Dabei geht es nicht um totale körperliche Fitness, sondern ganz einfach um körperliche Aktivität. Und die ist nötig, um sich selbst wohl zu fühlen und auch möglichst lange seine Gesundheit zu erhalten. An dieser Stelle greift aber wiederum das Thema soziale Ungleichheit. Sie setzt sich besonders nachhaltig in diesem Bereich um, indem sie Menschen auf den Körper schlägt und sie an ausgreifender Bewegung im Sinne von Aktivität und Teilhabe hindert. Die Bedeutung der beiden weiteren Bereiche Bildung und Beziehung liegt auf der Hand. Wer sich selbst in diesen drei Beziehungen Bewegung, Bildung und Beziehung betätigt – wer läuft, lernt und liebt und dabei vielleicht auch noch lacht – der hat gute Chancen, ein hohes Alter zu erreichen.

These vier: Die wichtigste Zukunftsfrage ist: Wofür wird das längere Leben genutzt?

Leitbild „Sich-Einbringen in die Bürgergesellschaft“ statt Leitbild „Kreuzfahrten“? Was fangen die Menschen mit dem gewonnenen längeren Leben an? Wofür nutzen sie die neuen Möglichkeiten? Die Debatte hat längst begonnen und schlägt sich auch im Deutungskampf über das Dritte Alter nieder. Im Großen und Ganzen ist man sich aber einig: Die Alten sollen sich stärker einbringen, sollen Verantwortung für die Gesellschaft übernehmen. Ohne eine bessere „Nutzung“ der Ressourcen der Älteren wird es in einer von der demografischen Entwicklung so heftig geprägten Gesellschaft wie Deutschland auch tatsächlich kaum gehen können. Die Diskussionen darüber, welche Erwartungen in Zukunft an ältere Menschen herangetragen werden, was sie mit ihrem längeren leben tun, werden deswegen zunehmen.

Idealtypisch gesehen gibt es in dieser Hinsicht zwei Möglichkeiten:

- Das eine ist die des konsumorientierten längeren Lebens, für das hier das Symbol der Kreuzfahrten bzw. des Traumschiffs stehen soll. Hier geht es darum, dass Menschen im Sinne des Erfahrens noch einmal etwas für sich selbst tun wollen. Sie müssen keine entfremdete Tätigkeiten mehr ausüben und können das Leben genießen und wollen konsumieren. Diese Entwicklung muss nicht, sie kann aber in eine Haltung ausarten, die nach dem Motto „Nach mir die Sintflut“ funktioniert. Dies kann insbesondere dann der Fall sein, wenn sich diese Lebenshaltung auch noch mit der in der Gesellschaft diskutierten Möglichkeit, sein Leben selbsttätig beenden zu können, trifft. Man genießt sein Leben, solange man kann, und sobald man dann abhängig und in diesem Sinne wirklich alt wird, gibt es die legitime Perspektive, seinem Leben selbstbestimmt ein Ende zu setzen. Solche auf das Leben im Hier und Jetzt zielenden Haltungen werden in der Gesellschaft auch angesichts zunehmender sozialer Spannung mit großer Wahrscheinlichkeit zunehmen. Das kann sich mit zynischen Debatten über die Zukunft Deutschlands verbinden, ganz nach dem Motto „Was soll das alles überhaupt noch, wenn es ohnehin keine Zukunft gibt, weil die Deutschen keine Kinder mehr bekommen?“ In gewisser Hinsicht wäre dies eine völlig säkularisierte Haltung.
- Oder aber die andere, die in diesem Sinne christliche Vision eines aktiven Alters für andere und mit ihnen. Hier ginge es darum, sich zu engagieren, sich ein- und auszusetzen und die eigenen Ressourcen nicht nur für sich selbst zu nutzen und sozusagen alle Ressourcen nur aufzuessen, sondern mit anderen zu teilen. Und sie auch im Sinne einer Zukunftsorientierung des Lebens einzubringen. An dieser Stelle greift der Beitrag der Kirchen, der die älteren Menschen in dieser Hinsicht an ihre Berufung erinnert und ihnen vom Glauben her Mut macht, sie auch auszuleben und sich für eine auch in Zukunft lebenswerte Gesellschaft einzusetzen.

Zwischentöne

Die Alternative ist überzogen. In der Wirklichkeit wird es Grau- und Zwischentöne geben. Es geht auch nicht darum, Menschen mit ihren Lebenshaltungen zu diskriminieren. Aber es hängt schon sehr viel davon ab, dass überhaupt eine Debatte über die Möglichkeiten und Verpflichtungen geführt wird, die sich aus dem längeren Leben ergeben. In christlicher Hinsicht kann sie geradezu klassischen theologischen Argumentationsmustern folgen: Aus dem unverdienten Geschenk der Lebensjahre folgt die Verpflichtung, es nicht nur für sich selbst sondern stets zumindest auch für die Gemeinschaft aller zu nutzen. Die Gabe führt zur Gegengabe. Gerade dieses Denken eignet sich ohnehin gut für eine solidarisch zwanglos verpflichtende Gestaltung der Generationenzusammenhänge. Allerdings, in einer vielleicht gar nicht mehr so fernen Gesellschaft des ganz langen Lebens (120 Jahre Lebenserwartung sind im Prinzip heute schon möglich) ohne generative Reproduktion, d. h. ohne Kinder, stellen sich all diese Fragen ganz anders.

These fünf: Im Alter neu werden können!

Wandel des religiösen und kirchlichen „Altersbild“: Von einer Mortalitäts- zu einer Natalitätsorientierung. Die theologische Herausforderung ist bereits deutlich geworden: Was ist mit dem neuen Alter eigentlich theologisch anzufangen? Wie lässt sich der Lebensgewinn, die Gesellschaft des langen Lebens, theologisch begreifen? Hybris? Geschenk? Von den bisher für das Alter greifenden seelsorgerlichen Vorstellungen eines „Hinfließens zum Tode“ bzw. überhaupt eines Bestimmt-seins durch eine große Nähe zum Tode kann so einfach nicht mehr geredet werden.

Die Debatte wird, wenn sie überhaupt geführt wird, durchaus kontrovers. Nach wie dominiert eine Re-Aktualisierung der überkommenen alterseelsorgerlichen Vorstellungen. Von ihnen her gibt es eine theologische Kritiklinie, die den Protagonisten eines aktiven Alters und eines in diesem Sinne positiv-fordernden Altersbildes vorwirft, die alten Menschen sozusagen im

Interesse einer ausbeuterischen neoliberalen Gesellschaft zu missbrauchen. Der „Terror des gelingenden Lebens“ setze ein, wenn das Alter unter den Zugriff einer entsprechenden Ökonomie gerät. Der Imperativ sei dann: Das Leben müsse um den Preis aktiver Teilhabe – ja sozialstaatlicher Versorgung überhaupt – „gelingen“, d.h. alle Regungen müssten sich entsprechend formatieren. Die Scholarisierung des Alters, letztlich ein entfremdender Selbstzwang, dominierten die Diskussion. Die letzten Freiheiten des Alters – den Zwängen kapitalistischer Verwertungsimperative wenigstens ein wenig entronnen sein zu können, wären dahin.

Dieser Diskussionsbeitrag ist für die Zukunftsorientierung von außerordentlicher Bedeutung. Er greift aber „neben“ die wichtige Diskussion, was Menschen eigentlich mit ihrem längeren Leben machen wollen. Denn die produktiven Altersbilder reagieren auf dieses längere Leben, sie verarbeiten Erfahrungen mit ihm und kommen deswegen immer plausibler zum Tragen. Sie fragen nach einer gesellschaftlichen Gestaltung dieser neuen Lebensphase, zu der auch die Kirchen aufgefordert sind, Antworten zu liefern. Demgegenüber scheint mir die kritische theologische Diskussionslage dieses neue Phänomen nicht wirklich angemessen zur Kenntnis zu nehmen. Sich aber der Debatte um die Gestaltung der Chancen schlicht zu verweigern und sozusagen die Alten in Ruhe lassen zu wollen, reicht in keiner Weise mehr aus. Wenn man den Terror des gelingenden Lebens abwehren will, dann müsste man positive Lebensbilder für die neue Lebensphase entwickeln. Man müsste vor allem zur Kenntnis nehmen, dass das Ideal eines gelingenden Lebens, im Sinne des Sich-Schließens von Lebenskreisen, heute für immer mehr Menschen nicht nur ein erstrebenswertes Ideal sondern Realität zu werden scheint. Wenn Menschen immer älter werden, wächst die reale Chance, der Fragmentarität zu entkommen und sein Leben zu Ende oder vielleicht sogar zur Vollendung zu bringen. Das große Projekt der Moderne: die unendliche Verlängerung des Lebens nähert sich seiner Erfüllung.

Wechsel der Blickrichtung

Dieser großen Herausforderung wird in der EKD-Denkschrift zu Fragen des Alters dadurch versucht gerecht zu werden, dass hier das Alter nicht mehr von der Mortalität, sondern von der Natalität her gedacht wird. Natürlich bleibt der Tod und die Nähe zum Tod im Alter von Bedeutung, aber sie ist in der Lebenserfahrung längst nicht mehr so prägend wie in früheren Zeiten. Will man folglich religionskonstitutive Erfahrungen, Erfahrungen der Kontingenz des Lebens, abrufen, so funktioniert dies immer weniger über den Bezug auf die letztendliche Begrenztheit des Lebens zu seinem Ende hin, aber es bleibt der Beginn. Dieser Wechsel in der Blickrichtung ist von entscheidender Bedeutung. Denn Religion und christlicher Glaube hängt herkömmlich ganz stark an den Erfahrungen der Mortalität als der entscheidenden Kontingenzerfahrung der Menschen. Im EKD Text wird nun versucht, die Natalitätserfahrung als eine andere Form der Kontingenzerfahrung in die Diskussion einzuführen.

Damit ist nicht geleugnet, dass das Alter mit Mortalität zu tun hat und dass es hier im hohen Alter natürlich darum geht, seelsorgerliche und sonstige Hilfen anzubieten, um den Weg in die Arme Gottes zu ermöglichen. Aber es bleibt dabei, die Lebenszeit vorher in den Blick nehmen zu müssen. Deswegen wird die Perspektive im EKD-Text auf Natalität hin gedreht.
Die Erfahrung ist nun, dass Menschen in der gewonnenen Lebenszeit etwas Neues beginnen können, eine neue Art von Freiheit erleben. Diese Erfahrung sollte christlich qualifiziert, religiös begründet und dann eben auch zivilgesellschaftlich gestaltet werden. Das Reden von der Möglichkeit zum Neuen reagiert hier auf die neuen Chancen, die es heute real in der Lebenswelt für viele Menschen gibt. Es wird versucht, sie in Richtung auf ein sich neues Öffnen für Liebe, Laufen, Lernen zu prägen. Genau dazu muss Kirche also verhelfen: sich aufzumachen, sich auf ein weites Feld zu stellen, neu leben zu können und in dieser Hinsicht eine hoffnungsvolle Perspektive auf die gewonnenen Lebensmöglichkeiten zu gewinnen.

Diese Deutung verarbeitet auch produktiv die Dilemmata um die neoliberalen Nutzungen des Alters und stellt ihnen die religiöse Perspektive eines Lebens aus geschenkter Freiheit – aktualisiert durch die Erfahrung geschenkter Lebenszeit – entgegen.

Fazit: In Konkurrenz begeben

Noch ist es so, dass die älteren Menschen religiöser und kirchlicher geprägt sind als jüngere. Dies hat jüngst noch einmal das Institut für Demoskopie Allensbach in einer Umfrage bestätigt. Religiöse Praxis ist ausgesprochen altersgebunden. Von Leuten über 60 Jahren beschreiben sich 57 Prozent als religiös, von den Personen unter 30 dagegen nur 28 Prozent. „Alle Indikatoren für Religiosität, auch Glaubensinhalte, der subjektive Stellenwert von Religion im eigenen Leben, das Interesse an religiösen Fragen über die religiöse Praxis, zeigen die ausgeprägte Altersgebundenheit.“ Vermuten lässt sich, und darauf deuten erste Ergebnisse aus dem SI-Altersprojekt hin, dass sich insgesamt der Level von Kirchlichkeit und Religiosität bei den Älteren senkt. Es würde auch sehr wundern, wenn sich die geradezu zwangsläufig aus der Situation ergebenden Säkularisierungsanreize nicht bemerkbar machen würden. Mit dem Älter-Werden des Alters veraltet auch die (christliche) Religion.

Diese Situation hat, so lässt sich plausibel vermuten, mit der herkömmlichen Deutung des Alters als ‚näher zum Tode' und damit näher zur grundlegenden Kontingenzerfahrung im Leben zu tun. Aber es ist auch zu erwarten, dass sich angesichts der Veränderungen und der Öffnung einer neuen Lebensphase gerade in dieser Hinsicht eine ganze Menge verändern wird. Die Frage ist, was tritt in dieser Lebensphase an die Stelle einer ausgeprägten Religiosität? Bleiben die Alten so religiös, wie sie bisher waren, oder tut sich hier eine neue Ebene säkularisierter Welterfahrung auf, die für Theologie und Christentum zu einer massiven Konkurrenz werden wird?

Wenn man so will, sind die innerweltlichen Verheißungen der Moderne nun endlich auch bei den Alten angekommen. Der Kirche bleibt keine Zeit mehr, angesichts dieser Entwicklung weiterhin auf die Loyalität der Alten zu setzen. Sie muss sich in die Gemengelagen der Deutungen dieser neuen Situation begeben und die Chancen für eine christliche Perspektive reklamieren. Sonst wird es bald zu spät sein.

Der Referent Prof. Dr. Wegner (zweiter von rechts) bei der Tagung des ESW-Landesverbandes in Bonn.
Foto: Walter Neubauer

Türken-Junge spielt Jesuskind
Von gelungener und misslungener Integration

Wo bleibt angesichts der Millionen muslimischer Zuwanderer der aufgeklärte, der mitteleuropäische Islam? Das fragen viele. Wandlung religiöser Sitten und Bräuche, die der Integration dienlich sind, braucht Zeit. Bei den dem Islam anhängenden Zuwanderern nach Deutschland sind sowohl Re-Islamisierung als auch Wandlungen zu beobachten. In dem von Jeannette Goddar und Dorte Huneke bei Kiepenheuer und Witsch in Köln herausgegebenen Band „Auf Zeit. Für immer. Zuwanderer aus der Türkei erinnern sich“

sind in einem guten Dutzend Interviews schöne Beispiele gelungener Integration in das Aufnahmeland Deutschland zu lesen.
Ein eindrucksvolles Beispiel ist der bewusst Islam-gläubige Selahattin Akyüz in Berlin: Vater dreier Töchter und inzwischen Großvater des kleinen Selcuk. Großvater Selahattin förderte den Bau der Sehitlik-Moschee beim Flughafen Tempelhof. Er unterhält aber auch Beziehungen zu Christen in Neukölln und Kreuzberg. Hier ein Auszug aus dem Interviewbericht.

„Seit 2005 ist die DITIB (Türkische Anstalt für Religion) Trägerin der größten Moschee Berlins, die genau auf dem Gelände eines türkischen Friedhofs errichtet wurde, auf dem Selahattin Akyüz einst den ersten Gebetsraum aus Holz zimmerte. Ein prachtvoller Bau im osmanischen Stil, mit zwei Minaretten, einem beeindruckenden Vorplatz, Café und Devotionalienhandel, und den Gräbern der einstigen osmanischen Diplomaten, um die sich das weitläufige Gelände mit Platz für mehr als tausend Gläubige schließt. Die nach dem Friedhof benannte Sehitlik-Moschee ist der beste Beweis dafür, dass die inzwischen mehr als 200 000 Muslime in der Stadt nicht mehr auf Räume in Hinterhöfen, Garagen und Kellergeschossen angewiesen sind. Und dafür, dass zumindest Teile der deutschen Gesellschaft durchaus daran interessiert sind, wie ein islamisches Gotteshaus strukturiert ist: Bis zu dreimal täglich führen ehrenamtliche Helfer Interessierte, von der Schulklasse bis zur Seniorenunion, durch die Moschee.
Wenn seine Zeit es zulässt, hilft auch Selahattin Akyüz zuweilen noch aus, außer als Muslim ist er auch noch als Fußballfunktionär aktiv. So hat er den Neuköllner Verein ‚Trabzonspor Berlin' gegründet, gleichsam ein Ableger des türkischen Erstligavereins ‚Trabzonspor' in seiner Heimatstadt. Und er ist ein Großvater, wie man sich ihn nur wünschen kann: So kümmert er sich, wann immer er kann, um seinen Enkel Selcuk, dessen Vater in jungen Jahren verstarb. Der Elfjährige hat sogar ein Zimmer beim Opa in der Wohnung, und er hat, wie sich herausstellt, sogar schon eine Vorstellung, wie der Großvater nach Berlin gekommen ist: ‚Mein Opa hat hier die Stadt gebaut. Und dann ist er geblieben. Und dann kam irgendwann ich.'

Als Selcuk dann da war, sorgte er dafür, dass sein Großvater doch noch mal in einer Kirche betete, das war, als der Kleine mit seinem evangelischen Kindergarten in Neukölln ein Theaterstück aufführte, in dem er das Jesuskind spielte. Auf diese Weise entwickelte sich, im angeblich so ‚parallelweltlichen' Neukölln, ein regelrechter Austausch zwischen Kirche und Moschee: Nur wenige Wochen später erschienen die Mitarbeiter der evangelischen Gemeinde in der Sehitlik-Moschee, um mit Selahattin Akyüz zu beten. Der Enkel freut sich, wenn er die Geschichte heute noch einmal hört, immer noch sichtlich, was sein kleiner Auftritt alles bewirkt hat. Und der Großvater denkt noch einmal darüber nach, wie das eigentlich kam, dass er noch als Rentner in Kreuzberg sitzt und sich schon wegen eines kleinen Jungen gar nicht mehr vorstellen kann, zurück in die Türkei zu gehen."

Die Sehitlik-Moschee in Berlin wurde 2005 fertig gestellt
Foto: Wikipedia (Lienhard Schulz)

Weihnacht in der Wüste
Wie der „Kleine Prinz“ in der Sahara das Christfest herbeizaubert

Vor 70 Jahren kehrte der 1944 abgeschossene französische Fliegeroffizier und Schriftsteller Antoine de Saint-Exupéry seinem von Deutschen besetzten Land den Rücken und begab sich in die USA. Dort schrieb er 1941 und 1942 seine zum Bestseller gewordene Kinder-Erzählung „Der kleine Prinz“. Melancholische Poesie und philosophische Weisheit verbinden sich darin in einer einzigartigen erzählerischen Dichte. So sagt der Fuchs „Man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar“. Das Kinderbuch vom außerirdischen „Kleinen Prinzen“ ist mit den vielen Gleichnissen und Parabeln in seinen 27 Kapiteln eine von viel Zartheit, Humanität und Nachdenklichkeit durchdrungene Schrift, die für Erwachsene genauso lesenswert ist wie sie für Kinder vor-lesenslohnend ist. Der Düsseldorfer Karl-Rauch-Verlag bringt zum Jahrestag des katholisch geprägten Autoren eine liebevolle Jubiläumsausgabe in einer klar verständlichen, kindgemäß-uneitlen neuen Übersetzung und mit einem Nachwort von Elisabeth Edl heraus. Sie enthält nicht nur die Originalzeichnungen des französischen Flieger-Schriftstellers zu seiner Erzählung, sondern zieht in einem kenntnisreichen Nachwort der Übersetzerin auch aufschlussreiche Verbindungen zum übrigen Werk Saint-Exupérys.

Hier als Kostprobe zum Einlesen das Kapitel 25, wobei Folgendes angemerkt sei: Der als Fliegerpilot in der Wüste mit minimalem Trinkwasservorrat abgestürzte Ich-Erzähler trifft dort auf die Fantasiegestalt des knabenhaften, blonden Prinzen, der von seinem Asteroiden mit roter Rose und drei Affenbrotbäumen für ein Jahr ebenfalls in die Sahara eingeschwebt ist. In den drei Wucher-Bäumen, die der Prinz unschädlich zu machen hat, kann man die drei faschistischen Gegner der Alliierten (und von Saint-Exupérys französischer Heimat) Deutschland, Italien und Japan ausmachen. Im auf der „großen Erde“ auf Dauer nicht lebensfähigen Kleinen Prinzen mit seiner gehegten Rose kann man den Heiland mit seiner immer wieder vom Niedergang bedrohten Liebesbotschaft erblicken. Der tödliche Biss der Schlange steht für die Passion, der bevor

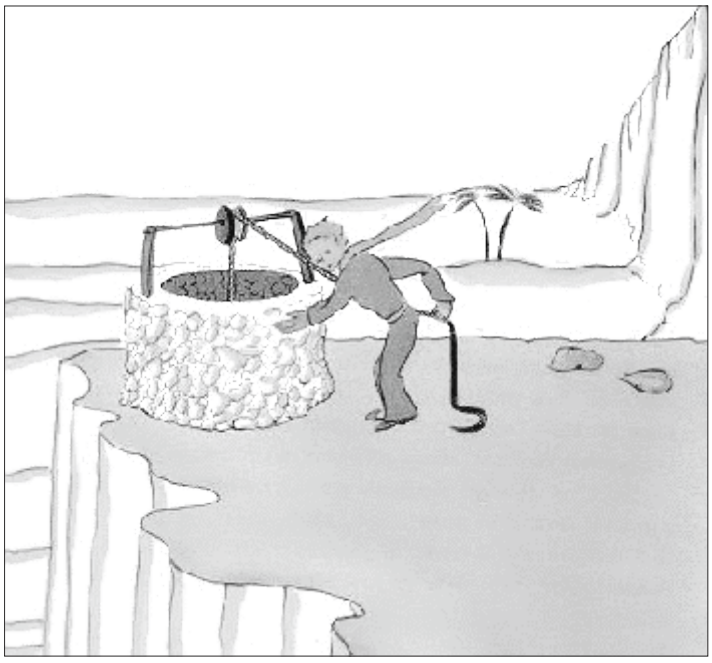
stehende Rückflug des Kleinen Prinzen auf seinen Asteroiden für die Himmelfahrt. Im Folgenden das Kapitel mit dem Fund des Brunnens, der in der Wüste Segen spendendes Wasser abgibt und damit auch weihnachtliche Freude auslöst.

(Aus Antoine de Saint-Exupéry: Der kleine Prinz mit Zeichnungen des Verfassers. Die Jubiläumsausgabe mit der Übersetzung und einem Nachwort von Elisabeth Edl. 60. Auflage. Düsseldorf: Karl Rauch Verlag 2011. 103 Seiten. ISBN 978-3-7920-0053-3. 14,90 Euro; liegt auch als Hörbuch, gelesen von Ulrich Mühe und Jan Josef Liefers, vor).

„Die Menschen“, sagte der kleine Prinz, „drängeln sich in Schnellzügen, wissen aber nicht mehr, was sie suchen. Darum sind sie so rastlos und drehen sich im Kreis ...“. Und er fügte hinzu: „Das lohnt sich nicht...“.

Der Brunnen, zu dem wir gekommen waren, sah nicht aus wie Brunnen in der Sahara. Die Brun-

nen der Sahara sind einfach nur in den Sand gegrabene Löcher. Der da sah aus wie ein Dorfbrunnen. Aber es war kein Dorf da, und ich glaub-te zu träumen. „Merkwürdig“ sagte ich zum kleinen Prinzen, „es ist alles da: die Rolle, der Kübel und das Seil ...“. Er lachte, berührte das Seil, setzte die Rolle in Gang. Und die Rolle ächzte wie ein alter Wetterhahn ächzt, wenn der Wind lange geschlafen hat. „Hörst du“, sagte der kleine Prinz, „wir wecken den Brunnen, und er singt ...“ .



Der kleine Prinz schöpft Wasser aus dem Wüsten-Brunnen
Originalskizze Karl-Rauch-Verlag

Ich wollte nicht, dass er sich anstrengte: „Lass mich machen“, sagte ich, „für dich ist das zu schwer“. Langsam zog ich den Kübel bis an den Brunnenrand. Ich sorgte dafür, dass er sicher stand. In meinen Ohren hörte ich noch das Singen der Rolle, und im zitternden Wasser sah ich die Sonne zittern.

„Mich dürstet nach diesem Wasser“, sagte der kleine Prinz, „gib mir zu trinken ...“. Und ich begriff, was er gesucht hatte! Ich hob den Kübel an seine Lippen. Er trank mit geschlossenen Augen. Das war schön wie ein Fest. Dieses Wasser war etwas ganz anderes als Nahrung. Es war dem Gang unter den Sternen entsprungen, dem Singen der Rolle, der Anstrengung meiner Arme. Es war gut für das Herz, wie ein Geschenk. Als ich ein kleiner Junge war, lag auf gleiche Weise in den Lichtern des Christbaums, in der Musik der Mitternachtsmesse, in der Schönheit der lächelnden Gesichter die eigentliche Wirkung des Weihnachtsgeschenks, das ich bekam.

„Die Menschen bei dir zu Hause“, sagte der kleine Prinz, „pflanzen fünftausend Rosen in ein und denselben Garten ...und sie finden darin nicht, was sie suchen ...“. – „Sie finden es nicht“, antwortete ich... „Und doch könnten sie das, was sie suchen, in einer einzigen Rose finden oder in einem Schluck Wasser ...“. – „Natürlich“, antwortete ich.

Und der kleine Prinz fügte hinzu: „Aber die Augen sind blind. Suchen muß man mit dem Herzen“. Ich hatte getrunken. Ich atmete wieder frei. Bei Tagesanbruch ist der Sand honigfarben. Auch über diese Honigfarbe war ich glücklich. Warum nur quälte mich etwas...

„Du mußt dein Versprechen einlösen“, sagte leise der kleine Prinz, der sich wieder zu mir gesetzt hatte. „Was für ein Versprechen?“ - „Du weißt schon... der Maulkorb für mein Schaf... ich bin verantwortlich für diese Blume!“ Ich zog meine Entwürfe aus der Tasche. Der kleine Prinz erblickte sie und sagte lachend: „Deine Affenbrotbäume die sehen ein bisschen aus wie Kohlköpfe...“. – „Oh!“ - Wo ich so stolz war auf die Affenbrotbäume!

„Dein Fuchs... seine Ohren... die sehen ein bisschen aus wie Hörner... und zu lang sind sie auch!“ - Und wieder lachte er. „Du bist ungerecht, kleiner Kerl, ich konnte nichts zeichnen außer geschlossenen Boas und offenen Boas.“ – „Ach! Das geht schon“, sagte er, „die Kinder wissen Bescheid.“
Ich kritzelte also einen Maulkorb. Und mir krampfte sich das Herz zusammen, als ich ihn hergab: „Du hast Pläne, von denen ich nichts weiß...“. Doch er antwortete nicht. Er sagte: „Weißt du, mein Sturz auf die Erde... morgen ist es genau ein Jahr...“. Dann, nach einer kurzen Stille, sagte er noch: „Ich bin hier ganz in der Nähe heruntergefallen...“. Und er wurde rot.

Und wieder, ohne zu begreifen warum, spürte ich einen seltsamen Schmerz. Zugleich kam mir eine Frage in den Sinn: „Es ist also kein Zufall, dass du an jenem Morgen, als ich dich kennenlernte, vor acht Tagen, ganz allein herumspaziert bist, tausend Meilen entfernt von jeder bewohnten Gegend! Du wolltest zurück an den Ort deines Absturzes?“

Noch einmal wurde der kleine Prinz rot. Zögernd fügte ich hinzu: „Vielleicht, weil es genau ein Jahr her ist...?“ Der kleine Prinz wurde schon wieder rot. Er antwortete nie auf Fragen, aber wenn man rot wird, bedeutet das ‚ja‘, oder?

„Ach“, sagte ich, „ich habe Angst!“. - Doch er antwortete: „Du musst jetzt arbeiten. Du musst zurück zu deiner Maschine. Ich warte hier auf dich. Komm morgen abend wieder...“. Das beruhigte mich nicht. Ich dachte an den Fuchs. Es kann passieren, dass man ein bisschen weint, wenn man sich hat zähmen lassen...

AM ENDE

Ich will nicht
schwach sein,
nicht krank,
nicht am Ende.

Doch das Leben
spielt oft anders.
Und gerade da ist Gott da.

Meine engen Grenzen
werden Gottes Land.
Er schreibt mit brüchigen Stiften
unendlich schöne Geschichten.

Reinhard Ellsel

Kranke und Schwache nicht vergessen
ESF-Tagung ruft zum „Zielorientierten Leben“ auf

In gesunden wie kranken Tagen lohnt auch im Alter ein zielorientiertes Leben. Ziele können in der Hilfe für andere wie im Heil für die eigene Persönlichkeit gesteckt werden. Das war das Ergebnis der von einer großen, interessierten Teilnehmerschaft von 35 Personen besuchten ESF-Tagung des Evangelischen Seniorenwerks in Kassel. Die von den ESW-Vorstandsmitgliedern Liesel Pohl und Fritz Schroth in der evangelisch-freikirchlichen „Kirche im Hof“ Kassels geleitete und von Anneliese Alber organisatorisch sorgfältig vorbereitete Tagung thematisierte auch die neue geistlich-seelische Hilfeform des „Spiritual Care“ zur versöhnlichen Selbstfindung schwer erkrankter Patienten mit Hilfshandlungen wie Segnung, Salbung, Handauflegen und Gebet.

Präventologe Willi Löhr sprach zur neuen Methode „Spiritual Care“. Sie geht davon aus, dass auch Krankheit und Leid menschliche Grundkonstanten sind. Nach der Entwicklung von palliativer Schmerzlinderung und Hospizen entsteht nun mit „Spiritual Care“ eine Hilfe, die jene Kräfte erfahren lässt, die unser Leben tragen. In die Seelenlage anderer zu deren Unterstützung können sich jedoch nur diejenigen Helfenden versetzen, die solche Bedarfe auch bei sich selbst empfinden. Beim Sterben kommt es aber auf solch ein interpersonales Agieren an. Denn nur zwischenmenschliches Sterben ist würdiges Sterben.

Die Vermittlung seelischen Heils und stützender sozialer Beziehungen auch mittels Gebet, Handauflegen, Salbung und Segnung standen im Vordergrund der Ausführungen von Pastor Frank Fornaçon. Die inneren Kräfte der Erkrankten gehörten gestärkt. Die Behandelnden und

Pflegenden könnten vor allem dann Hoffnung stiften, wenn sie selbst von dieser Zuversicht erfüllt seien. Kranke gehörten in die Mitte der Gemeinde, denn der Heiland möchte, dass wir leben, auch wenn wir sterben.

Vertrauen in ein neues Leben nach dem Tod stellte auch Liesel Pohl in ihrem Vortrag „Die Chance der geschenkten Jahre“ in Aussicht. Diese geschenkten Jahre bei Wohlbefinden zu verbringen, bedarf einiger positiver gesundheitlicher Verhaltensweisen. Dann ist die gewonnene Zeit aber auch zu füllen: Lachen, Vertrauen, Versöhnen sowie der Beistand für Schwache und Kranke sind hier zu empfehlen.

Die sich fürs Alter zu setzenden Ziele sollen erreichbar sein. Auf der Grundlage einiger vom ESW-Vorsitzenden Klaus Meyer entwickelter Gedanken nannte Liesel Pohl unter der Überschrift „Ein sinnvolles und Sinn stiftendes Leben gestalten“ diese Richtpunkte: Sich sozialdiakonisch zu betätigen und bereit zu sein zur Auferstehung in ein neues Leben.

Die Auswertung der Tagung ergab sehr positive Rückmeldungen. Besonders gefielen die schriftlichen Unterlagen zu den Referaten, weil diese manchmal im Vortrag nicht immer als anschaulich genug empfunden worden waren. Aufmerksam geworden waren die Teilnehmenden durch die zugesandten Flyer, durch die eigene Gemeinde und durch den ESW-Informationsbrief. An Themenwünschen für eine Folgetagung wurden benannt: Überbrückung verschiedener sozialer Stellungen in den Gruppen vor Ort, Seniorenarbeit im östlichen Teil Deutschlands sowie Vernetzung der kirchlichen Seniorenarbeit vor Ort mit kommunalen Initiativen und Diensten.

Die Vorträge der Tagung „Zielorientiertes Leben: Unser Umgang mit Gesundheit und Krankheit“ werden hier folgend und in weiteren ESW-Informationsbriefen veröffentlicht.

Im Sterben nicht allein lassen

Vorsorge und Hilfen bei Gesundheitseinbrüchen

von Seniortrainer Willi Löhr, Oberzissen

Krankheit und Leid gehören zum Menschsein. Für lebensbedrohlich schwer Erkrankte sind in jüngster Zeit palliative Schmerztherapie und Hospize aufgebaut und entwickelt worden. Präventologe Willi Löhr lenkte bei der ESF-Tagung „Zielorientiert Leben“ in seinem Referat „Vorsorge und Hilfen bei Belastungen und Gesundheitseinbrüchen“ den Blick auf die neue Methode des „Spiritual Care“, die die menschlichen Kräfte erfahren lassen will, die unser Leben tragen. Die Behandelnden können aber die Seelenlage der Schwerkranken nur dann erfassen, wenn sie deren Notlagen auch bei sich selbst zulassen und nicht verdrängen. Nur solchermaßen zwischenmenschlich kommunizierendes Sterben ist würdiges Sterben. Eine wirksame Schmerzbekämpfung ist geboten. Hier die Ausführungen Willi Löhrs, die der Redaktion nur aus Power-Point-Titeln vorlagen und hier in einen kontinuierlich lesbaren Text ausformuliert wurden; soweit sich Änderungen zum gesprochenen Wort ergeben, wird um Verständnis gebeten.

„Es gibt tausend Krankheiten, aber nur eine Gesundheit“, umschreibt treffend die Biographie von lange lebenden Menschen. Krankheit macht uns ängstlich. Leid und Katastrophen sind aber oft nicht aus der Theorie zu verstehen oder zu beantworten. Viele offene Fragen bleiben unbeantwortet. Menschliches Leid steht täglich vor unserer Tür. Nachrichten, Internet, tägliche Negativ-Informationen können uns krank machen. Leid begegnet uns in vielen Facetten.

Leid verbinden wir auch mit den Begriffen „Hospiz“ und „Palliativhilfe“. Was wissen wir darüber? „Hospiz“ und „Palliative Care“ haben sich als

Begriffe in den letzten Jahren etabliert. Neu in der Arbeit mit unheilbar Kranken und Sterbenden wird jetzt die Methode „Spiritual Care“ entwickelt und eingeführt. Hierzu einige Hinweise: Unter Spiritualität verstehen wir die lebendige Beziehung eines Menschen zu dem, was sein Leben trägt, kräftigt und erfreut. Negative Impulse werden eher ausgeschlossen. Spiritualität ist vergleichbar der lebendigen Bewegung des Ein- und Ausatmens. Der Atem Gottes (nach „pneuma“ für heiligen Geist) steht für jene Kraft, die dem Menschen Leben in einem umfassenden Sinn schenkt.
Dieses In-Beziehung-Stehen zu den humanen Kraftquellen, hierfür ansprechbar zu sein und auch einen Ansprechpartner zu haben, ist in der alltäglichen Arbeit wichtig. Mit seiner besonderen Achtsamkeit dem Leidenden gegenüber kann der Begleiter das Geheimnis des Todes für sich immer wieder neu entdecken. Er kann den anderen jedoch nur so weit begleiten, als er selbst sich dem eigenen Tod zu stellen bereit ist. Spirituelle Sorge meint also: Wir sorgen uns um die Seele des Menschen, des anderen wie um unsere eigene.
Spirituelles Wachsen heißt: Ich erkenne mich selbst und das Mitgefühl für den „Anderen“. Die Beziehung zum Gegenüber wird als Prozess durchlebt.

Hospize als Schutzräume

Die seelische und körperliche Erkrankung des Menschen bedarf des Schutzes. Denn Auflehnung von gesunden Lebenskräften gegen zerstörerische Eindringlinge, Verhandeln mit meinem Körper, Aussöhnen und Vergeben tauchen im gesamten Leben auf, nicht nur in der Hospizbewegung bei der Sterbebegleitung. Auch hier werden wichtige menschliche und geistige Schritte in der Gesundheitsvorsorge oft übersprungen und nicht erkannt.
Denn wenn wir uns nicht der spirituellen Sorge widmen, und da geht es in erster Linie auch um die Sorge um unser eigenes Selbst, wenn wir uns nicht um diese eigene Spiritualität kümmern, dann können auch wir nicht Palliative Care oder Prävention in der Gesundheit leisten.

Hospize waren im Mittelalter Rast- und Ruhestätten, in denen Pilger, Reisende und Sterbende Aufnahme und Betreuung fanden. Heute ist Hospiz zu einer Idee und geistigen Bewegung geworden, um einem Leben bis zuletzt Geborgenheit zu ermöglichen. Die Internationale Gesellschaft für Sterbebegleitung und Lebensbeistand IGSL ist ein bedeutender Teil der Hospizbewegung und wurde als eingetragener, gemeinnütziger und mildtätiger Verein 1986 in Limburg gegründet. Die IGSL-Hospizgesellschaft ist damit eine der größten Dachorganisationen der Hospizbewegung. Sie hat über 2.800 Mitglieder und mehr als 32 Regionalgruppen und Hospiz-Initiativen sowie 15 Kooperationspartner und Partnerschaftsvereine in Deutschland.

In der Hospizarbeit sind die Beratung über die folgenden, rechtserheblichen Maßnahmen bedeutsam: Die Patientenverfügung (damit werden die Wünsche zur medizinischen Behandlung am Lebensende festgelegt), die Vorsorgevollmacht (damit wird ein Bevollmächtigter zur Durchsetzung der Patientenverfügung eingesetzt), die Vermögensvollmacht (zur Regelung vermögensrechtlicher Angelegenheiten), die Betreuungsverfügung (wer als vormundschaftsrechtlicher Entscheider zu bestellen ist), die Behandlungsvereinbarung (zur Festlegung, was im Falle der nächsten Krankheitsstufe gemacht werden soll), Gedanken zu meinem Sterben (zur Fixierung, wie sich die letzte Lebensphase vollziehen soll), Selbstbestimmung am Lebensende und Notfallausweis.

Die Sterbephasen

Neu sind diese Gedanken nicht. Schon länger bekannt sind in Altenheimen und Kliniken die fünf Sterbephasen nach Elisabeth Kübler-Ross. Es geht hierbei ohne zwingende chronologische Abfolge um folgende Befindlichkeiten:

- Nicht-wahrhaben-Wollen und Isolierung: „Nein, ich nicht“. Das ist eine typische Reaktion, wenn der Patient erfährt, dass er oder sie tödlich krank ist. Verweigerung, so sagt Dr. Kübler-Ross, ist wichtig und not-

wendig. Dieses Stadium trägt dazu bei, für das Bewusstsein des Patienten die Erkenntnis zu lindern, dass der Tod unvermeidlich ist.

- Zorn und Ärger: „Warum ich?“ Die Tatsache, dass andere gesund sind und am Leben bleiben, während er oder sie sterben muss, stößt den Patienten ab. Gott ist ein besonderes Ziel für diesen Zorn, da er als derjenige angesehen wird, der nach Gutdünken das Todesurteil verhängt. Als Antwort für jene, die über die Behauptung schockiert sind, dass solcher Zorn nicht nur erlaubt, sondern unvermeidlich sei, sagt Frau Dr. Kübler-Ross bündig: „Gott kann das aushalten“.

- Verhandeln: „Ja, ich, aber“. Die Patienten akzeptieren die Tatsache des Todes, aber versuchen, über mehr Zeit zu verhandeln. Meistens verhandeln sie mit Gott, oft sogar jene Menschen, die niemals zuvor mit Gott gesprochen haben. Sie versprechen, gut zu sein oder im Tausch für noch eine Woche oder einen Monat oder ein Jahr des Lebens etwas zu tun. Frau Dr. Kübler-Ross bemerkt: „Was sie versprechen, ist total irrelevant, weil sie ihre Versprechen ohnehin nicht halten“.

- Depression: „Ja, ich“. Anfangs trauert die Person um zurückliegende Verluste, um Dinge, die sie nicht getan hat, um Fehler, die sie begangen hat. Aber dann tritt er oder sie in ein Stadium der „vorbereitenden Trauer“ ein und bereitet sich auf die Ankunft des Todes vor. Der Patient wird in der Stille reifer und möchte keine Besucher mehr. „Wenn ein sterbender Patient niemanden mehr sehen möchte“, so sagt Dr. Kübler-Ross, „dann ist das ein Zeichen dafür, dass er seine nicht beendete Beziehung zu dir beendet hat, und das ist ein Segen. Er kann nun in Frieden die Dinge gehen lassen“.

- Zustimmung: „Meine Zeit wird nun sehr kurz, und das ist in Ordnung so“. Die Autorin beschreibt dieses endgültige Stadium als ein „nicht glückliches Stadium, aber auch kein unglückliches. Es ist ohne Gefühle, aber es ist keine Resignation, es ist vielmehr ein Sieg“: Gottes Hoffnung und geistlicher Weg.

Diese Stadien bieten einen sehr nützlichen Wegweiser, um die verschiedenen Phasen, die ein sterbender Patient durchlaufen kann, zu verstehen. Sie sind nicht absolut; nicht jeder geht durch jedes Stadium in dieser exakten Folge und mit vorhersehbarer Geschwindigkeit. Aber dieses Paradigma kann, wenn es in einer flexiblen und Einsicht hervorbringenden Weise benutzt wird, ein wertvolles Werkzeug beim Verständnis dessen sein, warum ein Patient sich so verhält, wie er es tut.

Würde durch Anteilnahme

Diese Einsichten in die Sterbestadien haben zweifellos vielen Ärzten und Ärztinnen, Pflegern und Schwestern, aber auch vielen Angehörigen geholfen, nicht nur geistig hilflos und verlegen dem Sterben eines Menschen zuzusehen, sondern ihn in menschlicher Anteilnahme, eingestimmt in die wechselnden Stimmungen eines Todkranken, zu begleiten, damit es so auch in der zwischenmenschlichen Dimension ein menschenwürdiges Sterben sei (leider fehlen oft Zeit und Verständnis). Dabei scheint mir eine der wichtigsten Einsichten von Elisabeth Kübler-Ross zu sein, dass der Kranke sehr oft selber aufgrund uns unbekannter psychisch-physischer Signale die Ankunft des Todes spürt, und dass man ihm das Abschiednehmen nur erschwert, wenn man ihm gut meinend das Sterben auszureden versucht. Vielleicht ist dies mit ein Grund dafür, weswegen manche Todkranke ihren inneren Zustand eher der Krankenschwester eröffnen, als ihren möglicherweise protestierenden und lamentierenden Verwandten, ja, weswegen einzelne Sterbende sogar allein zu sterben wünschen oder gerade dann sterben, wenn Angehörige kurz das Zimmer verlassen.

Die Arbeitsgemeinschaft Elisabeth Kübler-Ross ist eine gemeinnützige Organisation, die sich der Förderung des Konzepts der bedingungslosen Liebe verschrieben hat.

Wichtig ist die aktive und ganzheitliche Behandlung von Patienten mit weit fortgeschrittenen Erkrankungen, wenn sie so weit fortgeschritten sind, dass die Lebenserwartung sehr begrenzt ist. Diese Hilfe setzt da an, wo andere Behandlungsmethoden nicht mehr ansprechen und der Tod unausweichlich ist. Zuvor ist alles zu tun, was in schwerster Krankheit hilft, dazu gehört auch die größtmögliche menschliche Zuwendung. Das Leiden ist in eine erträgliche Richtung zu lenken.

Hilfe im Leid

Wenn alles ausgereizt sei, dürften die Patienten nicht der organisierten oder gar kommerzialisierten (profitorientierten) Sterbehilfe überlassen werden, warnte de Ridder. „Wir müssen uns der außergewöhnlichen Leidenssituation dieser Kranken stellen, denn auch sie haben moralisch ein Anrecht auf angemessene Hilfe“. Chronische Schmerzen sind immer, vor allem, wenn sie verursacht werden durch eine bösartige und vermutlich unheilbare Krankheit, begleitet von starken negativen Gefühlen: Angst, Verzweiflung, Wut, Trauer, und von dem Gefühl das Alleingelassenseins. Es genügt also nicht, dem Patienten Schmerzmittel zu verabreichen, ohne auf diese negativen Gefühle Rücksicht zu nehmen und den Patienten in diesem schmerzhaften Prozess zu begleiten.
Die Schmerzkontrolle kommt an erster Stelle in der Sterbebegleitung. Es geht um medikamentöse Schmerzbehandlung. In der modernen Palliativmedizin wird das Drei-Stufen-Schema nach der World Health Organisation WHO angewendet. Wie geht man vor? Bei allmählich aufkommenden Schmerzen folgen wir dem Stufenplan: Der moderne Stufenplan geht davon aus, dass der Patient zuerst ein schwaches Schmerzmittel erhält und stufenweise mehr und stärkere Schmerzmittel einnimmt, bis die Schmerzen nachlassen. Das Ziel der Behandlung ist die Schmerzfreiheit, egal mit welchem Mittel und mit welcher Dosis unter Beachtung und Vermeidung der Nebenwirkungen. Die Angst des Patienten zu nehmen vor dem Einsetzen der Schmerzen hat Priorität für das Team.

Geeignete Schmerzmittel

Jeder Mensch spricht anders an auf Schmerzmittel. Man muss also ausprobieren, welches Mittel am besten hilft. Oft wirken auch Kombinationen von zwei oder drei Schmerzmitteln. Morphin und Morphin-ähnliche Schmerzmittel sind die stärksten Medikamente zur Behandlung von Schmerzen. Wir zögern nie, sie zu geben, wenn es zur Behandlung von schwerkranken Menschen nötig ist.

Wie viele Schmerzmittel? Die Dosis richtet sich nach der Wirkung und der Intensität der Schmerzen. Nach dem Stufenplan beginnt man mit einem einfachen Schmerzmittel: Etwa Paracetamol, Diclofenac, die unter verschiedenen Namen und Kombinationen erhältlich sind. Bei ungenügender Wirkung, also bei Fortdauer der Schmerzen, erfolgt die Dosisanpassung des gleichen Medikaments unter Ausschöpfung der Höchstdosis. Wenn nötig, erfolgt der Übergang auf die nächste Therapiestufe mit stärkeren Schmerzmitteln (wie Tramadol). Bei andauernden Schmerzen geben wir Opiate (so Morphin oder Hydromorphon) in Tabletten- oder Tropfenform (MST continus/Jurnista) oder auch als Suppositorien (Sevredol).

Geeignet sind auch Pflaster (Fentanyl/Durogesic), die, auf die Haut geklebt, innerhalb einer Zeitdauer von 72 Stunden regelmäßige Schmerzlinderung bringen. Wenn Patienten schon starke Schmerzen haben, ist es am besten, gleich mit Morphin zu behandeln (alles sollte mit dem Arzt besprochen und auch eingeleitet werden, personelle Begleitung ist notwendig). Spritzen gegen Schmerzen sind sehr wirkungsvoll, aber sind ausschließlich für plötzlich auftretende sehr starke Schmerzen geeignet. Wenn Patienten die längere Zeit unter Schmerzen gelitten haben (was nicht vorkommen sollte), eine gute Dosis von Schmerzmitteln erhalten, schlafen sie möglicherweise in den ersten Tagen. Das ist nicht zwangsläufig ein Zeichen für Überdosierung. Wahrscheinlich ist eher, dass sie durch die lang anhaltende Krankheit erschöpft sind und Ruhe brauchen.

Oft muss mit dem Fortschreiten der Krankheit die Schmerzmitteldosis erhöht werden. Das soll ohne Bedenken und Zögern erfolgen. In der Hospizarbeit kann Leid gemildert werden, und zwar personal durch Menschen, medikamentös durch Schmerzmittel, seelisch und geistlich durch Hoffnung und durch Glaube. Dabei ist zu erkennen: Wenn man andere erfrischt, wird man selbst erfrischt. Achten sollte man darauf, sich vom Brot des Lebens zu ernähren und sich durch Gebet zu bewässern. Für das Lebensende gilt: Für die Raupe ist es das Ende, für den Schmetterling der Anfang. Und: Jeder Anfang hat auch ein Ende!

Informationen:
1. Deutsche Gesellschaft für Palliativmedizin e.V. Aachener Str. 5, 10713 Berlin
www. dgpalliativmedizin.de;
dgp@dgpalliativmedizin.de; Zeitschrift für Palliativmedizin vierteljährlich.

2. Deutsche Gesellschaft für Schmerztherapie e.V., Adenauerallee 18, 61440 Oberursel Tel: 06171.28600, Fax: 06171.286069; Email: info@dgschmerztherapie.de; Internet: www.dgschmerztherapie.de, DGS-Zeitschrift für angewandte Schmerztherapie, per PDF abrufbar.

3. Deutsche Krebsgesellschaft e. V., Tiergarten-Tower, Straße des 17. Juni 106 bis 108, 10623 Berlin; Tel. 030.32293290; Fax: 030.322932966; web@krebsgesellschaft.de; Internet: deutschekrebsgesellschaft.de .

4. INKA:Das Informationsnetz für Patienten und Angehörige www.inkanet.de wird unterhalten von der Theodor Springmann Stiftung: Patienteninformationsstelle, Reuchlinstraße 10 bis 11, 10553 Berlin Tel: 030.44024079; Email: auskunft@patiententelefon.de

5. Modellprojekt der Uni Greifswald; Modellprojekt zur Verbesserung der ambulanten palliativmedizinischen Versorgung; Internet www.uni-greifswald.de/krebsschmerz

6. Internethilfe Schmerz-Online unter www.schmerz-online.de

7. Die Arbeitsgemeinschaft Elisabeth Kübler-Ross ist eine gemeinnützige Organisation, die sich der Förderung des Konzepts der bedingungslosen Liebe verschreibt. Internet: www.hospiz.org

8. Hospizbewegung Kaarst: Guter Einblick in die Arbeit einer ambulant arbeitenden Hospizgruppe. Hospizbewegung Kaarst e. V., Koordination und Leitung Hospizbüro: Andrea Lißke, Am Jägerhof 4a, 41564 Kaarst, Tel. 02131.605806, Fax: 02131.605836

9. Internationale Gesellschaft für Sterbebegleitung und Lebensbeistand e.V. (IGSL), IGSL-Hospiz e.V., Amtsstraße l, 55411 Hingen

10. Palliativmedizin: Die blauen Ratgeber. Hg. Deutsche Krebshilfe. V., Buschstraße 32, 53113 Bonn

Für den Arztbesuch
Referent Willi Löhr gab bei seinem Vortrag zur Vorbereitung eines Arztbesuchs und einer Untersuchung auch einen Fragebogen aus, in den sich Patienten/Patientinnen vorsorglich schon wichtige Angaben zu ihrem Gesundheitsstatus aufnotieren können. Er sei der Leserschaft hier an die Hand gegeben:

Fragebogen für den Arztbesuch

Name:	Vorname:
Geburtsdatum:	Beruf:
Größe cm	Gewicht kg

Vorerkrankungen:

Bluthochdruck	ja/nein
Zuckerkrankheit/Diabetes	ja/nein
Fettstofferkrankung/Cholesterin	ja/nein
Herzkrankheit	ja/nein
Asthma	ja/nein
Tumorerkrankung	ja/nein

Sonstiges:

Allergien, welche:

Medikamentenunverträglichkeit, welche:

Raucher ja/nein wieviel pro Tag
Alkohol ja/nein wieviel pro Tag

Impfschutz ja/nein
Impfpass mitbringen

Augenblickliche Beschwerden – kurz beschreiben

Derzeitige Medikamentenliste – aufnotieren

Krankheiten in der Familie:

Bluthochdruck ja/nein
Zuckerkrankheit/Diabetes ja/nein
Fettstofferkrankung/Cholesterin ja/nein
Herzkrankheit ja/nein
Asthma ja/nein
Tumorerkrankung ja/nein

Fragen an den Arzt/die Ärztin: Was ich vom Mediziner wissen möchte

Alles ist erlaubt, wenn, ja wenn es dem anderen nicht schadet. Es gibt ein Gegenüber. Sonst ist Leben egoistisch, einsam, gottlos.

Carmen Jäger

Maschine oder Bruder Christi?
Die Heilkunst einst und heute

von Pastor Frank Fornaçon, Kassel

Bei der ESF-Tagung des ESW „Unser Umgang mit Gesundheit und Krankheit“ in Kassel hielt Pastor Frank Fornaçon vom Christlichen Gesundheitskongress Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden einen Vortrag zum Thema „Die Begrenzung des Lebens fordert den ganzen Menschen“ über die Ressourcen zu Verarbeitung und Bewältigung der endlichen menschlichen Lebensdimension. Die Vermittlung seelischen Heils und stützender sozialer Beziehungen auch mittels Gebet, Handauflegen, Salbung und Segnung standen im Vordergrund seiner Ausführungen. Die inneren Kräfte der Erkrankten gehörten gestärkt. Die Behandelnden könnten vor allem dann Hoffnung stiften, wenn sie selbst von dieser erfüllt seien. Kranke gehörten in die Mitte der Gemeinde, denn der Heiland möchte, dass wir leben, auch wenn wir sterben. Hier folgend Fornaçons Ausführungen. Wenn du mit 70 morgens aufwachst und dir nichts weh tut, dann

bist du tot! Ich weiß nicht, ob bei diesem Spruch die Altersgrenze richtig ist. Gilt das vielleicht schon mit 50 oder mit 60 oder ist das erst mit 80 so? Ganz sicher ist, dass mit zunehmendem Alter die Anzahl und die Häufigkeit von Erkrankungen zunehmen. Hat man als junger Mensch Krankheiten, die wieder vergehen, summieren sich die Erkrankungen im Alter. Der multimorbide Patient ist die Regel. Das spiegelt sich auch im Pillencocktail, den man im Alter zu sich nimmt. 5, 10,15 Tabletten zum Frühstück. Wer bietet mehr? Der rundum Gesunde ist im Alter eine Ausnahmeerscheinung. Aber auch der Gesunde trägt eine Brille, muss genauer hinhören und vergisst schon einmal den einen oder anderen Namen. Der perfekte Mensch ist eine Illusion. Von Siegfried Großmann habe ich gelernt: Jeder Mensch stirbt an einer Krankheit - irgendwann. In der öffentlichen Debatte wird das meist als Problem gesehen, das die Haushalte belastet. Die Kosten für die ärztliche Versorgung, für die Pflege und die Krankenhausbehandlung werden vor allem mit dem Alter in Verbindung gebracht. Dabei sind die Langzeitkosten zum Beispiel durch jugendlichen Alkoholmissbrauch oder durch unsinnige Extrem-Sportarten nicht weniger relevant. Wo immer man hinhört, ist vom demographischen Wandel die Rede. Das klingt bedrohlich. Wir hätten gern, dass alles beim Alten bleibt und wollen nicht, dass wir alt werden. Bis ins hohe Alter körperlich fit, geistig lebendig und stets mit einem vollen Konto gesegnet. Die finanzielle Seite des Altwerdens wird als Problem mit der körperlichen und psychischen Bedürftigkeit verknüpft. Das war schon in der Zeit so, als zurzeit von Bundesgesundheitsminister Blüm vom Sozialverträglichen Frühableben gesprochen wurde. Und der Witz von damals hat bis heute nichts von seiner Bitterkeit verloren: Die Blümsche Rentenreform geht in drei Schritten vor sich: Bis 70 muss der Fußgänger an der roten Ampel stehen bleiben, ab 70 bis 80 darf er trotz der roten Ampel über die Kreuzung gehen. Und ab 90 muss er bei Rot über die Ampel gehen. Krankheit, chronische Erkrankung und Behinderung sind hässlich. Sie begleiten uns als ständige Bedrohung und erinnern uns an den Tod. Niemand will krank sein. Denn Krankheit bringt finanzielle Sorgen mit sich, isoliert von den Mitmenschen und weckt Fragen nach dem Warum. Warum ausgerechnet ich? Was habe ich falsch gemacht? Wer ist möglicherweise Schuld? Wie kann Gott das zulassen? Krankheit hat immer eine religiöse Dimension, weil die Hinfälligkeit uns an das Lebensende erinnert. Und damit stehen die Fragen nach der Ewigkeit im Raum. Die werden von einigen verdrängt, von anderen als Chance begriffen, dem Sinn des Lebens nachzuspüren.

Maschine Mensch

Über Jahrtausende haben Menschen mit der Krankheit als Schicksal gelebt. Und das ist in weiten Teilen der Welt noch heute so. Die Ursachen werden bei den Schicksalsmächten gesucht, bei Gott, bei Geistern oder kosmischen Mächten. Im europäischen Denken hat sich seit der Aufklärung vor über 200 Jahren eine andere Sicht breit gemacht: Der Mensch ist eine Maschine, die, wenn er krank ist, repariert werden kann. Unser Wissen um die Wirkung von Viren oder Bakterien oder die Erkenntnisse der Biochemie, haben wir diesem nüchternen Weltbild zu verdanken. Aber diese Anschauung hat uns eben nicht nur geholfen, sondern hat uns auch zu Maschinen degradiert. Die sind nur dann nützlich, wenn sie etwas produzieren. Dein Wert bemisst sich nach deiner Produktivität. Glücklich bist du, wenn du funktionierst.
Wie reagieren Menschen auf Krankheit? Das kommt darauf an, wie stark sie von diesem mechanischen Weltbild geprägt sind. Der traditionelle Mensch sucht in der Krankheit die personalen Nähe des Göttlichen, um Schutz und Heilung zu erfahren. Der moderne Mensch sucht nach der Methode, um die Maschine wieder in Gang zu bringen. Dafür nutzt er, was er kriegen kann: Chemie, Skalpell aber auch Computer-Tomograph oder Meditation. Hauptsache es hilft. Gut ist, was nützt. Esoterische Angebote werden auf dem Markt genauso abgenommen, wie die neuesten Genuntersuchungen. Für uns Christen ist die Lage dadurch unübersichtlich geworden. Traditionell haben die Christen sich der Kranken

angenommen und in Hospitälern oder in der Pflege für sie gesorgt. Dabei ist eine der Grundüberzeugungen: Der Kranke ist ein Bruder Christi. Wer ihn besucht, der hat diesen Liebesdienst dem Herrn selbst getan. In Matthäus 25 steht nicht das Heilen im Vordergrund, sondern das Begleiten. Zum Repertoire christlichen Handelns gehörte natürlich schon immer das Gebet um Heilung. Und in Luthers Abendsegen bittet der Christ Gott um einen sanften Tod. Nun sind die Heilungswunder Jesu oder der Apostel und die ungewöhnlichen Heilungen im Alten Testament natürlich eine große Ermutigung, im Gebet um Widerherstellung der Gesundheit zu bitten. Aber die Tatsache, dass Jesus nicht jedermann heilte, zeigt: Es geht hier nicht um eine Methode, mit deren Hilfe man Gesundheit herstellen kann.

Der christliche Anspruch

Christen tun in der Regel beides: Sie gehen zum Arzt und beten. Nur jene Leute, die meinen, sie könnten durch ihre Glaubensstärke den Himmel auf die Erde herab zwingen, verweigern die medizinische Behandlung. Sie betrachten ihre Gläubigkeit als Mittel, um sich gutes zu verschaffen. Ein richtiger Christ darf aus ihrer Sicht nicht krank sein. Sonst ist bei ihm irgendetwas faul. Aber was tun christliche Mediziner oder Pflegende, die überzeugte Christen sind? Sie leben weithin in einem Umfeld, in dem nüchtern naturwissenschaftlich der Körper oder die Seele repariert wird. Wer als Schwester für seine Patienten betet, wird schief angesehen. Ein Arzt, der mit einem Patienten vor der OP betet, riskiert, nicht für voll genommen zu werden. Und die Einrichtungen, die wir in Diakonie und Caritas geschaffen haben, stehen vor den gleichen Fragen: Wie verhalten sich Struktur und Methode der Klinik zum geistlichen Anspruch?
Ich gehöre als Pastor dem Vorbereitungskreis der Christlichen Gesundheitskongresse Freikirchlicher Gemeinden an, die seit 2008 alle zwei Jahre in Kassel stattfinden. Beim letzten Kongress waren 1.400 Mitarbeiter aus Pflege, Medizin und Seelsorge hier, um mit einander zu lernen. Wie werden wir dem Auftrag, zu heilen gerecht? Und ich bin nebenbei Herausgeber einer Zeitschrift, die sich diesen Themen ebenfalls widmet. „ChrisCare“, das Magazin für Christen in Gesundheitsberufen, erscheint viermal im Jahr. Wir verbreiten zwischen 7.000 und 10.000 Exemplare im Quartal. Welche Impulse wollen wir geben um das Miteinander von Spiritualität und Pflege, Glaube und Medizin, Kirche und Gesundheitswesen zu fördern?
Wir wollen die Chancen der christlichen Gemeinde entdecken und Kirchengemeinden stärken, am Heilungsauftrag Jesu mitzuwirken. Eine der wesentlichen Faktoren, damit zum Beispiel Frauen mit Brustkrebs ihre Krankheit dauerhaft überstehen, sind nicht die Misteltherapie oder der gesunde Lebensstil, sondern ein stabiles Netz sozialer Beziehungen. Welche Chancen bietet der Gemeindeaufbau, hilfreiche Gemeinschaft anzubieten? Das betrifft ebenfalls den Umgang mit Menschen, die an einer psychischen Erkrankung leiden. An der Universität Tübingen wurde gerade eine Studie abgeschlossen, die zeigt, dass Kirchengemeinden eine wesentliche Rolle bei der Begleitung von an Depression leidenden spielen. In „ChrisCare“ Nr. 3 von 2011 finden Sie dazu einen Beitrag.

Segnungsgottesdienste für Kranke

Ein Beispiel, wie Medizin und Seelsorge an Kranken Hand in Hand gehen kann, zeigen die Patientengottesdienste, die in Hamburg immer öfter angeboten werden. Einige Haus- und Fachärzte haben sich zusammengetan und bieten abwechselnd in katholischen, lutherischen oder baptistischen Kirchen Segnungsgottesdienste an. Ärzte und Patienten gestalten die Liturgie, berichten über eigene Erfahrungen und beten gemeinsam mit den Gottesdienstbesuchern oder segnen sie. Die Kirchen sind voll, was zeigt, dass hier ein großes Bedürfnis besteht. Im Dom von Erfurt bietet der dortige Weihbischof ebenfalls einmal im Jahr einen solchen Gottesdienst an, ebenfalls mit wachsenden Teilnehmerzahlen. Und beim nächsten Kongress werden wir ein Modell aus den USA zeigen, wo christliche Krankenhäuser intensiv mit Kirchengemeinden in ihrem Einzugsgebiet zusammenarbeiten, in dem sie ähnlich wie bei uns mit Selbsthilfegruppen, mit

der Gemeinde kooperieren. Wir wollen die Chancen zeigen, die im Zusammenspiel von Medizin und Seelsorge liegen. Der christliche Glaube ist kein Placebo, das hilft, wenn man nur fest daran glaubt, dass das Medikament wirkt. Aber im Wechselspiel von geistlichen Übungen und medizinischer Behandlung schlummern bisher ungeahnte Potentiale. Wer voller Panik in die Zukunft schaut, der hat schlechtere Heilungschancen, als jemand, der durch seinen Glauben gelassen nach vorne blickt. Das baptistische Immanuel-Diakoniewerk hat am Herzzentrum Brandenburg eine Untersuchung laufen, die mit der Universität Jena zusammen ausgewertet wird. Die Ergebnisse werden beim Kongress 2012 vorgestellt. Sie fragen, ob die Begleitung von Herzoperierten durch Psychologen denselben Effekt hat, wie die Begleitung durch Krankenhausseelsorger. Immer wieder geistern Meldungen durch die Boulevard-Presse, dass Beten gesund macht. So einfach ist es leider nicht. Aber es gibt inzwischen große und gut angelegte Untersuchungen, die zeigen, dass Religiosität ein wichtiger Faktor bei der Erhaltung oder Widerherstellung von Gesundheit ist. Aber nicht jede Religiosität wirkt gleich positiv. Grundsätzlich ist zum Beispiel ein positives Gottesbild hilfreicher als die Vorstellung eines strengen oder bösen Gottes. Jüngstes Beispiel, dass diese Überzeugungen über den Atlantik zu uns herübergeschwappt und auch in der wissenschaftlichen Debatte angekommen sind, ist die Einrichtung eines Lehrstuhls für Spiritual Care an der Universität von München. Dort unterrichten zwei Professoren angehende Ärzte, der Katholik Eckhard Frick und der Protestant Traugott Rosner, wie Spiritualität und Medizin zusammenhängen.

Geistliche Ressourcen

Wir wollen die geistlichen Ressourcen fördern, die Mitarbeiter im Gesundheitswesen brauchen, um ihre Patienten optimal zu begleiten. In einer Studie des Schweizerischen Nationalfonds wurde vor kurzem gezeigt, dass die Qualität der Mitarbeiter in der Pflege stark von den religiösen Überzeugungen des Pflegepersonals abhängt. Wer selbst eine Perspektive für die Ewigkeit hat, der geht gelassener und engagierter zu Werk, der stiftet Hoffnung bei den ihm anvertrauten Patienten. Dabei geht es nicht um religiöse Belehrung. So berichten wir in „ChrisCare“ Heft 2/2011 (S. 35) über die spirituellen Bedürfnisse von Patienten in der Palliativsituation und am Lebensende: „Beziehungen seien von besonderer Bedeutung: „Patienten wollen keine Ratschläge oder religiöse Bekehrung, sie möchten Pflegekräfte und Ärzte als Teil der Familie sehen, als Menschen, die eine tragfähige Beziehung zu ihnen eingehen.“ Das klingt natürlich sofort nach Überforderung und darf sicherlich nicht der alleinige Handlungsmaßstab sein, aber es verweist auch auf die Rolle der christlichen Gemeinde für Patienten und Mitarbeiter im Gesundheitswesen.
Bei der Tagung evangelisch-freikirchlicher Krankenhausseelsorger hat der Bielefelder Theologe Dr. Gabor Hezser einige Fragen gestellt: „Wie begegnet man einem therapeutischen Aktionismus, der die Begrenzung des Lebens schwer akzeptiert und die Bedürfnisse von Schwerstkranken und Sterbenden leicht übersieht? Wie können Seelsorger stellvertretende Hoffnung anbieten, wo Verzweiflung herrscht? Wie widerstehen sie der Versuchung, Spiritualität machen zu wollen? Wie kann es gelingen, darauf zu warten und zu vertrauen, dass Gott zu seiner Zeit das Nötige tut?“ Dass diese Nähe nicht immer eine Sache der großen Worte ist, zeigt eine Begebenheit, die eine Frau aus unserer Gemeinde, Mitarbeiterin eines ambulanten Pflegedienstes vor ein paar Wochen gemacht hat: Sie pflegte eine an Krebs erkrankte Mutter von kleinen Kindern. Als die Frau spürte, dass sie sterben würde, bat sie die Krankenschwester: „Darf ich Sie noch einmal umarmen? Ich weiß, dass Sie für mich gebetet haben.“ Während der ganzen Begleitung hatte es kein frommes Gespräch gegeben, kein Fisch am Auto wies auf irgendetwas Frommes hin. Die Schwester kam nicht von der Diakonie oder der Caritas, hatte auch kein Kreuz um den Hals hängen und doch war der Patientin spürbar: „Sie haben für mich gebetet“.

Pflegende stärken

Wir wollen auch dafür sorgen, dass die Mitarbeitenden in helfenden Berufen nicht selbst krank werden. Die dauerhafte Überforderung ohne Aussicht auf Änderung führt zum Burnout. Wenn schon die Berufsanfänger in der Pflege nach wenigen Jahren ihrem Beruf den Rücken kehren, müssen wir fragen, was ihnen den Rücken stärken kann. Ein Weg dafür ist die Stärkung des Teams, wie es ein Projekt des Diakonie Bundesverbandes gerade erprobt. Mitarbeitende in diakonischen Einrichtungen werden in ihrer Arbeitszeit und auf Kosten des Dienstgebers zu einer hausinternen Fortbildung in Spiritual Care freigestellt. Ein Theologe, ein Psychologe und ein Pädagoge erarbeiten mit den Mitarbeitenden Strategien, wie sie ihre spirituellen Ressourcen fördern können. Hier wird nicht von oben her ein Leitbild oktroyiert, sondern die Kompetenz der Mitarbeiter ernst genommen.

In Heft 4/2011 von „ChrisCare“ lesen wir den Erfahrungsbericht eines leitenden Mitarbeiters der Diakonie. Ein Pfarrer, der sich sehr für das Miteinander von Spiritualität und Gesundheitswesen einsetzt. Er erzählt, wie er einen Vortrag zum Thema „Heilende Kräfte der Gemeinde“ halten sollte und zwei Tage vorher von seiner eigenen Krebserkrankung erfuhr. Sollte er absagen? Er entschloss sich, zu der Tagung zu fahren und den Teilnehmern von seiner Situation zu erzählen. Sie seien schließlich Teil der Gemeinde, auf deren Hilfe man doch hoffen dürfe. Die 60 Leute im Raum blickten verlegen drein, wussten offenbar nicht recht, wie sie mit der Situation umgehen sollten und gingen nach Ende der Vorträge rasch zur Tagesordnung über. Enttäuscht packte der Kollege seine Sachen zusammen, als eine Frau wieder hereinkam um irgendetwas zu fragen. Geistesgegenwärtig fragte der Kollege zurück, ob das ihr eigentliches Anliegen sei. Nein, meinte sie, sie wolle eigentlich fragen, ob sie für ihn beten dürfe. Das habe sie dann in einer so persönlichen und glaubensstärkenden Weise getan, dass er außerordentlich ermutigt und gestärkt nach Hause gefahren sei.

Für die Seele sorgen

Die Geschichte zeigt, worauf es, neben einer gut fundierten Medizin und Pflege, ankommt: Dass wir geistlich wach sind, um zu wissen, was wann für wen dran ist. Dass wir den Mut aufbringen, diesen Impulsen dann auch zu folgen. Wir sollten dafür Räume zur Verfügung stellen. Zeiten und Gelegenheiten, um für die Seele zu sorgen. Das kann auf unterschiedliche Weise geschehen: Ich will drei Beispiele nennen:

In Hamburg haben niedergelassene Ärzte begonnen, regelmäßig Patientengottesdienste anzubieten. In immer anderen Kirchengemeinden finden diese Gottesdienste statt, zu denen Erfahrungsberichte von Ärzten und Patienten gehören, vor allem aber ein Segnungsangebot, bei dem ein Arzt, möglicherweise der behandelnde Arzt des Patienten, und ein Geistlicher miteinander für die Patienten beten. Die Kirchen sind im säkularisierten Hamburg voll.

Der Verein Christen im Gesundheitswesen hat in Schleswig-Holstein und anderswo seit vielen Jahren Wochenenden für Kranke im Angebot. An diesen Wochenenden sind besonders chronisch kranke Patienten eingeladen. Es werden Bibelarbeiten angeboten zum Thema Krankheit und Heilung, es werden therapeutische Angebote gemacht und es gibt einen Segnungsgottesdienst, der stets als Höhepunkt empfunden wird.

Der Weihbischof des katholischen Bistums Erfurt bietet jährlich einen Cosmos und Damian-Gottesdienst an, benannt nach zwei Heiligen, die Ärzte waren. Hunderte von Kranken und Behinderten füllen den Dom, nicht um auf ein Heilungswunder a la Lourdes zu warten, sondern um gestärkt zu werden für ihren Weg.

Salbung und Segnung

In immer mehr Gemeinden, in Braunschweig, Berlin oder auch bei uns, gibt es regelmäßige Segnungsangebote nach dem Gottesdienst, bei denen Gebet, Handauflegung, Segnung und Salbung angeboten werden, um der Fürbitte einen konkreten Ort zu geben. Das Gebet der Gemeinde ist dabei natürlich nicht auf diese Gelegenheit beschränkt. Wir sind froh, dass Menschen davon berichten, wie gut ihnen die

Gebetsunterstützung der Gemeinde getan hat. Dabei dürfen wir als Gemeinde aber nicht dem Missverständnis erliegen, von dem vorhin die Rede war. Wenn man Gebet als eine andere Form der Reparatur der kaputten Maschine Mensch ansieht, dann kommen skurrile Dinge heraus. Das sind dann diese Veranstaltungen, bei denen christliche Wunderdoktoren Instant-Heilungen versprechen und durch suggestive Methoden tatsächlich kurzfristige Besserungen erreichen. Dann werfen die Kranken ihre Krücken weg, können gehen und suchen nach der Veranstaltung verzweifelt nach ihren Stöcken, weil die Heilung nicht anhält.

Krankheit und Behinderung gehören zu unserem Leben wie der Tod. Die Hoffnung auf ein Leben, das den Tod besiegt, soll sich aber auch heute schon auswirken. Doch das passiert nicht nur durch die Widerherstellung der Gesundheit, sondern auch dadurch, dass wir einander helfen. Der nächste Gesundheitskongress hat darum den bezeichnenden Titel: Heilen und Begleiten - Auftrag und Wirklichkeit. Gemeinde ist nur dann vollständig, wenn die Mühseligen und Beladenen in ihrer Mitte einen Platz haben. Wir brauchen die seelisch verkrüppelten, wir brauchen die Tauben und das geistig behinderte Kind, wir brauchen die Rollifahrer. Wir brauchen all diejenigen, denen unsere Gesellschaft das Lebensrecht streitig macht, weil Leiden nicht in die Welt passt. Wenn bei uns niemand ist, der sich nach Heilung sehnt, dann stellt sich eine grundsätzliche Frage: Ist Christus, der Arzt unter uns? Wenn wir nicht miteinander um Heilung bitten und für Heilung sorgen, wenn Christus bei uns nicht als der Heiland zur Sprache kommt, dann könnte es sein, dass Christus anderswo zu finden ist. Vielleicht bei den überdrehten Pfingstlern oder in esoterischen Kreisen.

Der Auftrag Jesu: Heilt die Kranken hat nichts von seiner Bedeutung verloren. Dabei geht es nicht darum, dass die Gesundheit das höchste Gut ist. Das höchste Gut ist unser Vertrauen in Gott, der will, dass wir leben auch wenn wir sterben. Wir tun gut daran, diesen Heilungsdienst immer neu zu buchstabieren, ihn in unsere gemeindliche und berufliche Praxis zu integrieren und am Ende mitzuerleben, wie der Gelähmte durch den Tempel springt und Gott preist.

Weitere Informationen
Rückfragen an den Autoren: Mail: pastor@efg-kassel-west.org , Tel. 05609.80626; weitere Informationen im Internet: www.chriscare.de und www.christlicher-gesundheitskongress.de

ESW in Presse: Zielorientiert leben ESF-Tagung mit Aufruf an Senioren: Hoffnungsträger sein

Die von rund 35 Personen besuchte ESF-Tagung „Zielorientiertes Leben. Unser Umgang mit Gesundheit und Krankheit“ des ESW im September in Kassel hat ein erfreuliches Echo gefunden. Der Evangelische Nachrichtendienst „Idea“ auf der theologischen Grundlage der Evangelischen Allianz verbreitete am 6. September 2011 eine ausführliche Meldung über die Tagung, die in den Räumen der Kirche im Hof der Evangelisch-freikirchlichen Gemeinde Kassel stattfand. Das Anliegen der Tagung, auch Krankheit und Behinderung als integralen Lebensbestandteil zu erblicken, wurde so in breitem Umfang in die Redaktionsstuben von Presse, Funk und Fernsehen transportiert. Die Idea-Meldung vom 6.9.2011 hat folgenden Wortlaut.

„Kassel (idea) – Das Evangelische Seniorenwerk ermuntert alte Menschen, sich stärker an der Gestaltung der Gesellschaft zu beteiligen. „Lassen Sie uns Hoffnungsträger sein für die kommende Generation“, sagte Vorstandsmitglied Fritz Schroth (Bischofsheim/Rhön), auf einer Tagung der Organisation Anfang September in

Kassel zum Thema „Zielorientiertes Leben“. Es liege an den Senioren selbst, wie man über sie denke und wie das Alter gestaltet werde. Schroth beklagte, dass es zu wenig Konzepte dafür gebe, um Ältere mit der christlichen Botschaft zu erreichen.

Die frühere Leiterin der Seniorenarbeit im Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden (Baptisten- und Brüdergemeinden), Liesel Pohl (Hamburg), rief dazu auf, sich für andere Menschen ehrenamtlich zu engagieren. „Wer die richtige Aufgabe hat und einen Sinn im Leben erkennt, ist zufriedener. Und zufriedene Menschen leben länger.“ Die Teilnehmer diskutierten über die Frage, wie Menschen am Lebensende begleitet werden können. Dabei wurde angeregt, das Evangelische Seniorenwerk enger mit der Hospizbewegung zu verzahnen, die sich für Sterbende einsetzt.

Kranke und Behinderte gehören in die Mitte der Gemeinde

Mehrere Teilnehmer berichteten von guten Erfahrungen in Gemeinden, in denen für Kranke und Behinderte gebetet wird. Pastor Frank Fornaçon (Kassel), Präsidiumsmitglied des Bundes Evangelisch-freikirchlicher Gemeinden, unterstrich in seinem Vortrag die Bedeutung des Gebets: „Christen sind zur Fürbitte aufgerufen, um dem Auftrag Jesu gerecht zu werden, Kranke zu heilen.“ Krankheiten und Behinderungen erinnerten nicht nur an die Grenzen des Lebens, sondern auch an die Kraft und Hoffnung der Auferstehung. Deshalb gehörten Kranke und Behinderte in die Mitte der Gemeinde: „Wenn die Kranken nicht mehr in die Kirche kommen, dann wird Jesus auch nicht zur Kirche gehen.“

Das 1993 gegründete Evangelische Seniorenwerk will unter Ruheständlern den Glauben bezeugen und Anliegen älterer Menschen in Kirche, Staat und Gesellschaft vertreten. Es hat rund 1.000 Mitglieder. Bundesvorsitzender ist Pfarrer i.R. Klaus Meyer (Nürnberg). Das Werk ist Mitglied im Diakonischen Werk der EKD. – ‚Idea‘ 6.9.2011“

Schöne Woche in der Rhön
Einladung zum entspannenden Treffen im April

Das ESW lädt seine Mitglieder und Freunde zu einer entspannenden Woche von Montag, 23. bis Freitag, 27. April 2012, in die Tagungsstätte Hohe Rhön, Fischzucht 1, 97653 Bischofsheim, Tel. 09772.93040, ein. Die Leitung dieser zwanglosen Woche mit wandern, reden, spazierengehen und sich-Austauschen teilen sich ESW-Vorstandsmitglied Fritz Schroth und Prof. Dr. Karl Foitzik. Foitzik setzt Impulse mit „Geschichten und Bildern, die uns gut tun“. Der Preis für die Woche liegt einschließlich Vollverpflegung und Tagungsgebühr im Einzelzimmer bei 248 Euro, im Doppelzimmer pro Person bei 208 Euro. Die Anmeldung soll bis 15. März 2012 an die ESW-Geschäftsstelle erfolgen: ESW, Stafflenbergstraße 76, 70184 Stuttgart, Tel. 0711.215937.

Zur „Schönen Woche“ im April schreibt ESW-Vorsitzender Klaus Meyer: „Lassen Sie sich einladen zu einer kurzen Woche, die ihnen gut tun wird. Wir nehmen uns so oft vor, auch mal was zu unternehmen, was für uns gut ist. Bleiben Sie nicht beim Vorsatz stecken. Sie werden schnell spüren, wie gut es tut, den Tag langsam zu beginnen. Auf Wunsch sogar mit Frühstück am Bett oder mit anderen zusammen am Buffet eines Hauses, das auf eine solche Woche eingerichtet ist. Eine Wanderung entlang den Hochmooren der Langen Rhön, ein Spaziergang durch die Holzschnitzerstadt Bischofsheim oder Massagen im Haus, auf Wunsch auch Kosmetikbehandlungen. Die Christliche Tagungsstätte Hohe Rhön liegt mitten im Biosphärenreservat der bayerischen Rhön und lädt zur Erholung ein. Vor oder nach dem Mittagessen ein Austausch über eine bekannte oder eine unbekannte Geschichte aus dem Neuen oder Alten Testament. Sie werden miteinander ins Reden kommen über gemeinsam interessierende Fragen, vielleicht

sogar Gemeinsames über die Woche hinaus planen.
Eine ruhige Stunde zum Lesen bleibt in jedem Fall und abends eine musikalische Einladung. Es soll nichts anderes werden als: eine schöne Woche!
Klaus Meyer, Vorsitzender des Evangelischen Seniorenwerks“.

In Hamburg vertreten
ESW beim 10. Deutschen Seniorentag vom 3. bis 5. Mai

Das Evangelische Seniorenwerk beteiligt sich beim 10. Deutschen Seniorentag, der vom 3. bis 5. Mai 2012 im Congress Center Hamburg unter dem Motto „JA zum Alter!“ stattfindet. Der Seniorentag wird von der Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisationen BAGSO mit ihren über hundert Mitgliedsverbänden und –organisationen veranstaltet, zu denen auch das ESW gehört. Vom Hamburger Seniorentag im Mai soll die Botschaft ausgehen: Wir nehmen das Älterwerden und das Altsein in seiner Vielfältigkeit an, mit seinen Potenzialen und Herausforderungen, aber auch mit seinen Grenzen.

Insgesamt 100 Einzelveranstaltungen bieten den Besucherinnen und Besuchern Informationen zu allen Fragen eines möglichst gesunden, aktiven und engagierten Älterwerdens. Zahlreiche Mitmach-Aktionen und kulturelle Angebote sind im Programm und auf der Messe SenNova vorgesehen.
Der Deutsche Seniorentag wird vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend BMFSFJ und der Freien und Hansestadt Hamburg finanziell unterstützt. Als Kooperationspartner konnte die Körber-Stiftung gewonnen werden.
Das ESW ist mit mehreren Vorständen und Mitgliedern an einem Stand vertreten. Außerdem beteiligt sich das ESW mit einem spirituellen Angebot in dem im Hamburger Congress Center vorgesehenen Raum der Stille.

ESW-Tagung zur Generationenfrage
Im Juli treffen sich die ESW-Mitglieder in Berlin

Die Jahrestagung 2012 des Evangelischen Seniorenwerks findet statt von Mittwoch, 4. Juli, bis Samstag, 7. Juli 2012, im Hotel „Carolinenhof“, Landhausstraße 10, 10717 Berlin-Wilmersdorf, Tel. 030.8600980. Diese Berliner ESW-Jahrestagung wird die Generationenfrage thematisieren. Die Tagung wird verbunden sein mit der Mitgliederversammlung des ESW mit Vorstands-Nachwahlen und weiteren Regularien. Auch ist ein Ausflug in den Spreewald mit Kahnfahrt geplant. Das genaue Programm mit weiteren Einzelheiten wird im Frühjahr 2012 bekannt gegeben. Dann werden auch die Einladungen verschickt.

Bleibende Zeichen setzen ESW gestaltet ERF-Radiosendung „Spuren hinterlassen“

Die jüngste der vom ESW unter der redaktionellen Verantwortung von Dr. Horst Marquardt und Liesel Pohl gestalteten Radiosendungen im Evangeliumsrundfunk Wetzlar ERF trug den Titel „Spuren hinterlassen“. Sie gehörte zur Serie „Hier werde ich gebraucht“, die dem ESW ein besonderes Anliegen ist. Hierauf wies Dr. Marquardt in seiner Anmoderation besonders hin. Ruhestand und Feierabend im Alter gehören der Vergangenheit an. Der moderne Mensch ist im Alter nicht mehr lebensgesättigt wie zur Zeit der Bibel-Autoren. Der heute alte Mensch ist eher lebensmüde, weil er glaubt, von den vielen Angeboten, die sein Leben für ihn bereit hielt, zu wenig erhascht zu haben. Dennoch beschlicht viele von uns die bange Frage: Was kommt nach dem Leben? Wenn die Todesahnung kommt, helfen Carl Zuckmayers Worte: Wenn das Empfinden für das Sterben im Schlaf kommt, beten die weisen alten Menschen in ihrer Todesahnung und schlafen dann ruhig weiter.

Liesel Pohl warf in der ERF-Sendung die Frage auf: Was bleibt eigentlich? Jeder möchte sich unvergessen machen. Die Wunschhaltung ist: Wir waren bedeutsam. Viele Menschen schreiben eindrucksvolle Biografien. Wer aber solche Erfolge und solchen Eifer nicht hat, was soll der tun? Er soll nach Liesel Pohls Worten nicht verzweifeln. Die Autorin bekannte, gerne an ihre Großmutter aus bäuerlichem Milieu zu denken. Ihr Christsein und ihre Liebe beeindruckten sie noch heute. Sie habe ihrem Mann, der wegen Krankheit das Haus nicht mehr verlassen konnte, sehr detailliert von den Gottesdiensten erzählt, an denen sie alleine teilgenommen hätte. So feierte man im Hause nochmals Gottesdienst, integrierte das Gehörte und Wieder-Erzählte aber auch ins Alltagsleben.

Solche Ausstrahlung tut gut, folgerte die Rednerin. In der Politik bräuchten wir selbstlose Politiker, die sich für andere einsetzen. In der Bildung freundliche Lehrer, die ihre Schüler zur Mitarbeit motivieren. In den Besuchsdiensten Mitarbeitende, die den Kranken Kontakte vermitteln. Aber wer solche Funktionen nicht mehr erfüllen kann, was bleibt dem? Auch Pflegebedürftige können etwas geben. So schilderte Liesel Pohl ein ans Haus gefesseltes Gemeindemitglied, das all seine Bekannten an ihren Geburtstagen mit guten Wünschen anrief und dafür viel Freundlichkeit zurück erhielt.

Die Gaben einsetzen

Wir sollen nach unseren Gaben fragen und sie einsetzen, war Liesel Pohls Losung. Sie erinnerte an die freundliche Sekretariatsarbeit in der ESW-Zentrale durch Frau Alber, die immer Anteil nehmend und freundlich sei und bei allen Aufgabenstellungen eine Lösung fände. In solcher Liebe und Wertschätzung seien uns Albert Schweitzer und Martin Luther King herausragende Beispiele. Sie haben in ihren Mitmenschen Geschöpfe Gottes gesehen, denen Ehrfurcht gebühre. Damit hätten sie bleibende Zeichen gesetzt wie Jesus, der uns am Kreuz mit Gott versöhnte. Solche Liebe wirke bleibend über den Tod hinaus.

In einem weiteren Beitrag der ERF-Rundfunksendung „Hier werde ich gebraucht“ berichtete Luise Friebel von ihrer Arbeit mit dementen Teilnehmern in Seniorenrunden. Sie hält sich an das Psalmwort „Ich will dem Herrn singen mein Leben lang und meinen Gott loben, so lange ich bin“. Singen ist für Luise Friebel eine elementare Lebensäußerung und spricht den ganzen Menschen an. Sie verstehe nicht, warum auf Pflegestationen den ganzen Tag über Radiosendungen liefen. „Kann denn niemand mehr singen?“, fragte die Autorin. Sie habe erlebt, wie eine Pflegedienstleiterin eine erregte Bewohnerin mit einem Lied auf den Lippen gestreichelt habe. Die Seniorin habe sich beruhigt. Der hinzu gekommenen Altenpflegerin war das Lied nicht geläufig. Sie nahm sich vor, es zu lernen. Eine andere Patientin habe der Radio-Autorin etwas erzählen

wollen, das aber wegen Verkrampfung nicht vermocht. Als sie am Klavier „Im schönsten Wiesengrunde“ intoniert habe, sangen die Bewohnerinnen mit. Die gehemmte Patientin taute auf und habe alle restlichen Verse mit gesungen.

Aggressionen hemmen

In einem anderen Fall half es bei Aggressionen einer Bewohnerin, dieser sanft die Hand auf ihren Arm zu legen, berichtete Luise Friebel. Die Seniorin machte daraufhin ihrem Ärger Luft: „Immer bestimmen andere über mich. Nie darf ich selbst entscheiden“, klagte die Heimbewohnerin und beruhigte sich zusehends. Einen regelmäßig den Heimgottesdienst durch Zwischenrufe störenden Teilnehmer bat die Autorin vor Beginn ihres Gottesdienstes, die Veranstaltung diesmal nicht zu unterbrechen und ihr ihre Arbeit zu erleichtern. Sie gab den Teilnehmenden eine einfache Auslegung von Psalm 23. Der Herr rief nach einer Weile „Jetzt kannst Du aber aufhören, es reicht“. Die Autorin rundete ihre Gedanken ab. Der Gottesdienst ging lautlos zu Ende. Im Club „Allerlei“ beteiligte sich ein Herr nicht an den Sprichwort-Ergänzungen. Als die Runde aufgefordert wurde, Begriffe daraus zu erklären wie den „Schmied“ aus „Jeder ist seines Glückes Schmied“ oder den „Holzweg“ aus „Du bist auf dem Holzweg“ gab der schweigsame Herr plötzlich fundierte Erklärungen. Luise Friebel schloss daraus, dass sie diesen Teilnehmer doch noch erreichen konnte.

Das von Luise Friebel kürzlich herausgegebene Buch mit Moderationen und Gesprächsskizzen aus Seniorenrunden ihres verstorbenen Mannes, des Psychologen Dr. Hans-Dieter Friebel, stellte Berthold Gscheidle zum Schluss der Sendung „Spuren hinterlassen“ vor. Er bezeichnete das Buch „Reden ist Silber, Schweigen ist Gift“ als Schatzkästlein zum trostvollen Durchleben des Alters und als Fundgrube für beispielhafte Seniorengespräche in Altenzentren. Es zeichne sich aus durch Humor, beziehe Lieder ein und rufe auf zur Bestätigung alter Menschen, zur Kooperation der Mitarbeitergruppen und zum Einbezug der Öffentlichkeit in die Heimarbeit.

Die nächste ESW-Sendung im Evangeliumsrundfunk ERF wird ausgestrahlt am Donnerstag, 5. Januar 2012, um 20.30 Uhr.

Buchhilfe: Das Buch von Luise Friebel „Reden ist Silber, Schweigen ist Gift“ kann direkt bezogen werden bei Luise Friebel, Bebelstrasse 12, 67346 Speyer, Tel. 06232.35783. Der Verkaufserlös kommt der Diakonissen-Stiftung Speyer zugute.

Frohgemut wandern
ESW meißelt Baustein „Bergauf und bergab“

Dieser Misserfolg hat mich runter gezogen, dieses Erlebnis hat mich beflügelt: So benennen wir umgangssprachlich das Auf und Ab in unserem Alltag. Alte Menschen blicken auf viele solcher Berg- und Talfahrten in ihrem Leben zurück. Deshalb hat die ESW-Autorengruppe, die im Verlag Bergmoser + Höller Aachen laufend die 44seitigen „Bausteine Altenarbeit“ mit Material für Seniorenrunden gestaltet, für das Bausteine-Heft 4/2011 das Thema „Bergauf und bergab“ gewählt.

Die Autorinnen und Autoren unter der Redaktionsleitung von ESW-Schriftleiter Prof. Kurt Witterstätter sind dabei nicht nur dem entwicklungspsychologischen Auf und Ab im Lebensverlauf nachgegangen. Die Beiträge in dem Ende letzten Jahres neu gemeißelten Bausteine-Heft „Bergauf und bergab“ thematisieren vielmehr auch ganz konkret das frohgemute Wandern in der Bergwelt mit dem Klettern an Felsen, das Singen von Wanderliedern und das Erkennen von Blättern und Bäumen am Wegesrand. Auch der Bedeutung der Berge in Religion und Spiritualität wird in den Beiträgen nachgegangen wie auch dem Auf und Ab in der jüngeren Zeitgeschichte und in der Wirtschaft. Da dieses neue, vom ESW-Autorenteam zusammengestellte Bausteine-Heft für die Zeit von September bis Novem-

ber gedacht ist, tragen sein Erzähl- und sein Feste-Teil den Feiertagen Reformationstag, Allerheiligen, Bußtag und Totensonntag besonders Rechnung.

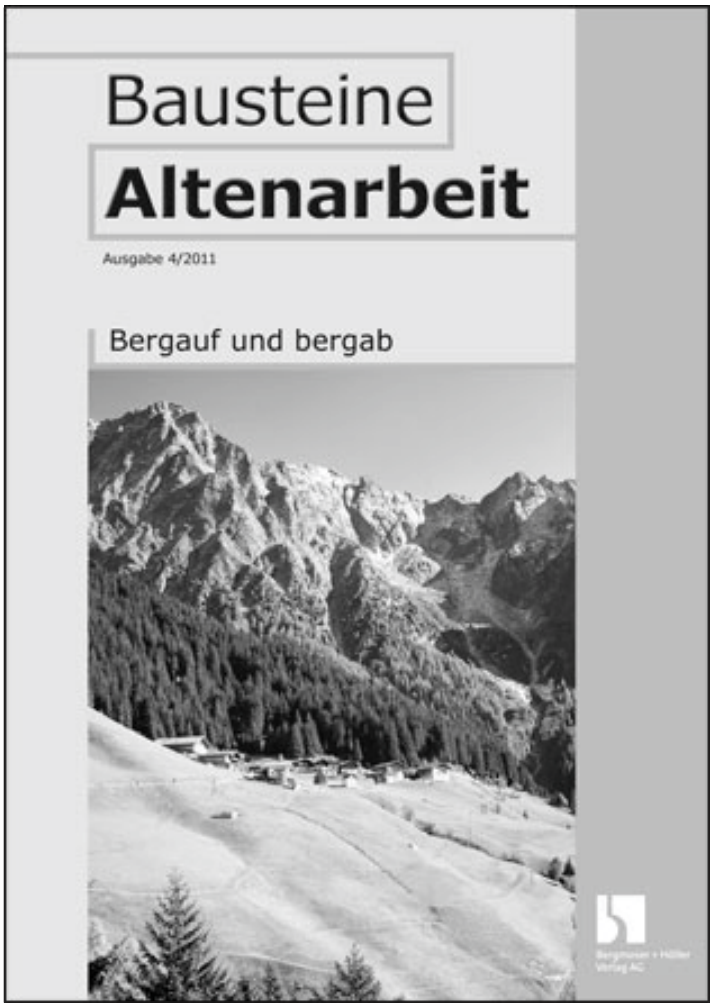
Heilige Berge

In seinem Wegweiser durch das Heft „Bergauf und bergab“ führt Redakteur Kurt Witterstätter folgendes aus:

„Auf und Ab geht eine Bergtour. Auch in unserem Leben geht es auf und ab. Wir erinnern uns im Alter wohl lieber an die Höhen, die wir erreicht haben, als an die Tiefen, die wir durchsteigen mussten. Aber vielleicht haben uns Pechsträhnen und Unglücksfälle den Blick für Wesentliches geöffnet. Spielerisch wollen wir uns mit Lebenskurven, Jahreszahlen und Unmuts-Empfindungen an unsere Wege zurück erinnern. Auf magere Kriegs- und Nachkriegs-Jahre sind für viele von uns Älteren „fette“ Jahre gefolgt. So erkennen wir in vielen Bildern der Bibel vom Wandern im tiefen Tal bis zu den Bergen, von welchen uns Hilfe kommt, die Topografie des Auf und Ab.

Der Berg stellt in fast allen Religionen einen Ort dar, in dem eine besondere Beziehung zu Gott hergestellt werden kann. Gott wird in den meisten Religionen im Himmel fantasiert. Und dieser Himmel erscheint vom Berg aus näher zu sein als von der Tiefe des Tales aus. Viele Religionen kennen daher heilige Berge. So wollen auch wir Christen uns berichten lassen vom Sinai, vom Arrarat, vom Berg der Bergpredigt und auch von Golgatha. Nicht umsonst steht das Kreuz als Leuchtzeichen und Mahnmal auf vielen Berggipfeln. Vom Gipfel aus erfolgt bei einer Wanderung die Umkehr. Wenn wir die Einsicht von der Aussicht beim Abstieg mit zurück nehmen, hat sich der mühsame Aufstieg gelohnt. Wobei uns erfahrene Bergsteiger warnen: Zuweilen ist der Abstieg mindestens genauso schwierig wie der Aufstieg. Dass wir bei unseren Wanderungen viel Einsicht mitnehmen mögen, hofft mit Ihnen in dieser Zeit der Toten-Gedenktage
Ihr Kurt Witterstätter“.

Die ESW-Redaktionsgruppe plant, für das Jahr 2012 ein Bausteine-Heft unter dem Titel „Oase der Ruhe“ heraus zu bringen.



Bezug des Heftes

Die „Bausteine Altenarbeit“ sind zu beziehen über den Verlag Bergmoser + Höller, Karl-Friedrich-Strasse 76, 52072 Aachen, Internet www.buhv.de , zum Preis je Einzelheft von 13,95 Euro zuzüglich 3,00 Euro Versandpauschale; das Jahresabonnement für insgesamt fünf Hefte liegt bei 50,50 Euro zuzüglich 3,75 Euro Versandpauschale.

Bedrängnis und Schwermut überwinden Seniorentag des ESW Rheinland in Bonn-Duisdorf

Zusammen mit dem Ökumenischen Seniorenkreis „Klupp 91“ Bonn veranstaltete das Evangelische Seniorennetzwerk Rheinland-Westfalen-Lippe ESW-RWL im Hermann-Ehlers-Haus in Bonn-Duisdorf einen gut besuchten Seniorentag unter dem Titel „Wenn der Glaube in die Jahre kommt“. Ziel der eintägigen, mit Kulturangeboten, gemeinsamem Mittagessen und Spaziergang umrankten Veranstaltung in der Johannispfarrei war es, aktiv über Fragen nachzudenken und zu diskutieren, die das verlängerte Alter stellt. So wurden in regen Gesprächsgruppen Themen diskutiert wie Einsamkeit im Alter, Zeit verwenden und Zeit füllen, Paarbeziehungen und den Veränderungen, die wir vom Jungen zum mittleren bis zum hohen Alter erfahren.

Die ESW-RWL-Landesvorsitzende Dr. Erika Neubauer umriss bei ihrer Begrüßung die Ziele des ESW. Das Evangelische Seniorennetzwerk spreche als überörtlich tätige Vereinigung ältere Menschen an, die ihr Alter so aktiv und selbstbestimmt wie möglich gestalten wollen. Arbeitsgruppen gingen Themen nach wie „Einsamkeit überwinden“, „Was ist im Alter anders geworden?“, „Zeit erleben und Zeit füllen“, „Paarbeziehung im Alter“, „Gesundheit und Glauben“ und anderen Themen. Veranstaltungen würden durchgeführt, Tagungen veranstaltet und eine eigene Zeitschrift, der ESW-Informationsbrief, würde heraus gegeben und den Mitgliedern versandt.

Grauschleier weg ziehen

Pastor Rainer Caldeweyher von der Bonner Johannisgemeinde gab eine Einführung zum Thema „Wenn der Glaube in die Jahre kommt“. Ältere Menschen würden heutzutage kreativer, vielseitiger und vor allem selbstbewusster. Demgegenüber herrschten immer noch traditionelle Altersbilder vor. Man dürfe sich aber im Alter nicht mehr von einem resignativen Grauschleier überziehen lassen. Ältere stellten sich vielmehr der Selbstdeutung ihres Lebens, sie fragen, was in ihrem Leben gelungen ist und was nicht gelungen ist. Hierbei geht es auch um den Umgang mit Schuld und um die Frage „Wo bin ich der Vergebung bedürftig und wo habe ich Vergebung erfahren?“ Dies sei qualitatives Wachstum an Einsicht und auch an Glaubenstiefe.
Die kirchliche Arbeit werde Professor Jan Hermelink zufolge „mit Vielfalt umgehen, der Verschiedenheit der älteren Menschen, ihren Selbstbildern, ihren Erwartungen und Bedürfnissen Rechnung tragen müssen. Die stärkste Herausforderung jedoch wird sein, sich noch stärker zu vernetzen, auch mit nicht kirchlichen Einrichtungen und Organisationen. Kirchengemeinden müssen sich stärker gemeinsam mit diakonischen Einrichtungen, Wohnungsbaugesellschaften und Sozialverbänden in ihrer Region organisieren. Kirchliche Altenarbeit, ehrenamtliche wie hauptamtliche, wird zukünftig stärker in einem gemeinsamen Sozialraum arbeiten“, so zitierte Pfarrer Caldeweyher den Göttinger Lehrstuhlinhaber für Praktische Theologie.

Die Einschläge kommen näher

Bei aller Ausweitung der Handlungsmöglichkeiten alter Menschen heutzutage bleiben aber die unaufhaltsame Annäherung der Lebensgrenze und damit Einengungen gegeben. Alternde beobachten bei anderen immer aufmerksamer den Zerfall körperlicher Funktionen oder geistiger und seelischer Kräfte. Die Todesnachrichten aus dem engeren Lebensumfeld vermehren sich, die Einschläge kommen immer näher. Für sich selbst mögen auch Alternde immer noch einmal einen kleinen Aufschub erhoffen, aber die einstige „Leerformel“ von der Vergänglichkeit des Lebens lässt sich immer deutlicher durchbuchstabieren als Bezeichnung für konkrete Einschränkungen, die den Lebensvollzug unerbittlich schmälern.

Alle Konzepte, die auf ein geglücktes Altern zielen, müssen daran gemessen werden, ob sie diese anthropologische Spannung zwischen Ausweitung und Einengung, zwischen Zuwendung und Ablösung, zwischen Engagement und Identität konkret thematisieren. Und letztlich: Wenn der Glaube in die Jahre kommt, dann sollte er eine gegenseitige Entwicklung genommen haben wie unser natürliches Leben sie nimmt. Im Sinne des Apostels Paulus, wenn er schreibe: „Wenn auch meine körperlichen Kräfte nachlassen, wird doch das Leben, das Gott mir schenkt, von Tag zu Tag erneuert“ (2. Korinther, 4,16).

Wenn der Glaube in die Jahre kommt, sind ihm Lehrjahre vorausgegangen; Lehrjahre mit Höhen und Tiefen, Weiten und Engen, Siegen und Niederlagen, Oasen und Wüsten. Jeder hat seine eigene Biographie. Pastor Caldeweyher stellte die Frage: „Was haben wir in diesen Zeiten gelernt? Sie wollten uns herausfordern, im Glauben zu wachsen, zu reifen und Frucht zu tragen. Manchen Herausforderungen konnten wir vielleicht ausweichen, anderen mussten wir uns stellen. Wer nur ausweichen, das heißt die Sonnenseiten des Lebens erleben wollte, erlebte in jedem Fall weniger Profilierung seines Glaubenslebens, als wenn er sich den Herausforderungen gestellt hat“. Bewegung im Glauben sei wichtig.

Christliche Wirklichkeit

Der Referent fasste seine Auffassung vom gelebten Glauben in ein Bild: „Was eine Wanderkarte ist, erfahre ich erst richtig, wenn ich mich mit ihr auf den Weg mache und, an einer entscheidenden Wegkreuzung etwa, ihre Zeichen und Weisungen auf ihren Sinn, auf ihre Richtigkeit und ihre Zuverlässigkeit erprobe. Was ein Schiff ist, wird mir deutlich, wenn ich damit ausfahre und merke, was es in Gefahr leistet“. Wer den Inhalt des Glaubens erkennen wolle, müsse ihn Caldeweyher zufolge erproben. Worte wie „Vorsehung“ oder „Menschenfreundlichkeit Gottes“ blieben tot, solange man sie nicht erprobt habe, solange man nicht entschlossen sei, was immer geschehe (Gutes wie Schlimmes, Gewähr von Leben oder Entzug), so aufzufassen, als dass es von Gott herkommt und erfahrbare Form seiner Liebe ist. In dem Maße, als Glaubende dies tun und dabei gegen Anfechtung, Bedrängnis, Langeweile und Schwermut angehen, entfaltet das von ihnen Geglaubte seine Wahrheit. „Das ergibt ein konkretes christliches Wirklichkeitsbewusstsein“, resümierte Pfarrer Caldeweyher in seinem Einführungsreferat zum Duisdorfer Seniorentag.

Blick in das Plenum des Seniorentags der Landesgruppe Rheinland-Westfalen-Lippe des ESW in Bonn-Duisdorf
Foto: Walter Neubauer

Tipps für den Alltag

Reichhaltig waren die Ideenbörsen, die bei diesem Bonner Seniorentag in den Arbeits- und Mitmach-Gruppen geöffnet wurden. Unter Gesprächsleitung von Maria Krüger-Sprengel wurden Hinweise erarbeitet zum Thema „Einsamkeit überwinden“. Genannt wurden hierbei Ehrenamt, Vorlesen, Hausaufgabenhilfe, Migrantenarbeit, Alleinerziehenden-Beistand und Geburtstagsbesuche. Unter Anleitung von Superintendent i.R. Rolf Schleßmann fragten sich Teilnehmende „Was verändert sich in der Altersphase selbst?“ und kamen zu dem Ergebnis, dass man bewusster auswähle, sich mehr Zeit lasse, toleranter und gelassener werde.
Seniorentrainer Willi Löhr ging in der von ihm moderierten Gruppe dem Thema „Zeit erleben

und Zeit füllen“ nach. Überforderungen gelte es im Alter zu vermeiden, Rituale im Alltag könnten hilfreich sein, man solle sich Zeit nehmen und auf Perfektionismus verzichten. Unter Leitung von Marianne Lewerenz kamen die „Paarbeziehungen“ im Alter zur Sprache. Die neuen zeitlichen und finanziellen Ressourcen gelte es gemeinsam zu überdenken, neue gemeinsame Ziele könnten ins Auge gefasst werden, aber es könnte auch überdacht werden, welche Ziele man aufgeben müsste.

Einprägsame Schrift gestellt
Dank an Pfarrer Klaus Dieter Härtel

Eine schriftstellerische Arbeit etwas anderer Art besorgt nun seit sieben Jahren ESW-Mitglied Pfarrer Klaus Dieter Härtel, Bad-Münster am Stein/Ebernburg. Härtel setzte seit dem Jahre 2005 die Jahreslosungen und die Monatssprüche der Andachten des ESW-Informationsbriefes in kalligraphische Schrift um: Zuerst noch für die Informationsbriefe im kleineren Din-A5-Format, danach, seit dem Jahre 2009, für das aktuelle, größere Din-A4-Format. Unsere Leserschaft wird sich auch noch an die in der Mitte abgehefteten, heraustrennbaren Seiten mit prägnanten Sätzen großer Persönlichkeiten erinnern, die bis 2009 in den Infobriefen eingefügt waren: Zu Beiträgen über Johannes Calvin, Paul Gerhardt, Johann Hinrich Wichern und Dietrich Bonhoeffer. Auch diese Seiten wurden von Pfarrer Härtel gestaltet.

Klaus Dieter Härtel hat alle diese schrift-gestalterischen Aufgaben zuverlässig, bereitwillig und liebevoll übernommen. Außerdem stellt er sich immer wieder als schreibender Autor für Andachten und Themen-Beiträge zur Verfügung und fungiert auch gerne als Helfer und Mitstreiter bei Tagungen und an den ESW-Ständen bei Kirchen- und Seniorentagen. Für all dieses vielfältige Engagement gebührt dem Theologen, der sich in seinem Ruhestand auch um die Urlauberseelsorge im schlesischen Riesengebirge (heute Polen) und auf der Kurischen Nehrung (heute Litauen) ein Jahrzehnt verdient machte, ein herzliches Dankeschön.

Kronenkreuze in die Pfalz
Ehepaar Gscheidle ausgezeichnet

Mit dem Goldenen Kronenkreuz des Diakonischen Werks zeichneten Oberkirchenrat Manfred Sutter, Speyer, und Pfarrer Thomas Jakubowski, Schifferstadt, engagierte Mitglieder des Evangelischen Seniorenwerks der Pfalz aus. In Kaiserslautern erhielt das Ehepaar Gisela und Berthold Gscheidle das Kronenkreuz. Gisela und Berthold Gscheidle haben sich mit der Brotzeit-Gruppe des ESW-Pfalz besonders für fairen Welthandel, Gerechtigkeit in der Welt und ökologische Erhaltung der Natur eingesetzt. Berthold Gscheidle arbeitet auch im ESW-Bundesvorstand mit. Weiter erhielten das Kronenkreuz für vielfältige ESW-Arbeit Dr. Lina Seidel, Speyer, Annemarie Mollier, Konken, und Heinz-Dieter Philippi, Ludwigshafen.

Das Leben ist kein Kinderspiel und hält mitunter Herausforderungen bereit, die über unsere Kräfte gehen.
Aber gerade wegen dieser Überforderungen ist Gott Mensch geworden.

Reinhard Ellsel

Unterwegs zu den Menschen
Zum Tod von Edelgard Büttner

Eine nachhaltig aktive Mitstreiterin der ESW-Brotzeit-Arbeit hat ihren irdischen Lebensweg vollendet. Im Oktober verstarb Katechetin Edelgard Büttner aus Berlin-Malchow. Martin Herrbruck hat über die Verstorbene folgenden Nachruf verfasst, der hier wider gegeben sei.

„Am 26. Oktober nahm eine große Trauergemeinde Abschied von der Katechetin Edelgard Büttner aus Berlin-Malchow. Im März war sie noch mit ihrem Mann Norbert zum Jahrestreffen der Aktion ‚Brotzeit' auf der Ebernburg in Bad Kreuznach-Ebernburg unter uns. Bald danach erkrankte sie schwer und lebte nun mit Familie und Angehörigen zwischen Bangen und Hoffen. Aber die Krebserkrankung war nicht mehr zu besiegen, und so schloss sie, von ihrer Familie und ihrem treu sorgenden Mann umgeben, am 13. Oktober für immer die Augen.
Edelgard Büttner gehörte zu den Menschen, die in den in Mitteldeutschland vom Kampf gegen die Kirche bestimmten 1950iger Jahren in Ost-Berlin den Beschluss fasste, Katechetin zu werden. Die Zeit und die Umstände brachten es mit sich, dass sie mehrmals ihre Arbeitsstelle wechseln musste. Und ihren letzten Arbeitsplatz im Konsistorium der Evangelischen Kirche Brandenburg Oberlausitz musste sie dann nach der Wende einklagen. Ihre Kollegen von der Kirchenzeitung haben ihr nun einen bewegenden Artikel mit dem Titel ‚Ein großes Herz auf hohen Absätzen' geschrieben. Edelgard Büttner war immer unterwegs zwischen Gemeinde, Aktionsgruppen und den Menschen, um ihnen mit Rat und Hilfe nahe zu sein. Sie war eine der Frauen, die mit einer deutlichen Autorität keinen großen Schatten werfen musste, um präsent zu sein. Denn irgendwie passte alles in ihr großes Herz: Neben der Familie, die ihr Zuhause war. Edelgard Büttner eben. Nicht sehr oft ist ihr diese liebevolle Unermüdlichkeit gedankt worden. Aber die große Trauergemeinde und das mit Blumen so reich bedeckte Grab sind eine eigene Sprache. Edelgard Büttner ist mit einem Lächeln auf dem Gesicht hinüber gegangen, auch uns zum Trost und zur Hoffnung."

Bahn soll Ältere nicht abhängen
ESW begrüßt Forderung des Fahrgastverbandes

Das Evangelische Seniorenwerk ESW hat sich den Forderungen der Allianz für den Bahnverkehr und des Fahrgastverbandes angeschlossen, gegen den geplanten Stellenabbau bei der Deutschen Bahn zulasten der Auskunfts- und Service-Dienste zu intervenieren. Die vom ESW unterstütze Stellungnahme hat folgenden Wortlaut.

„Die Reisezentren der Bahn sind Startpunkte der Mobilität für die Bürgerinnen und Bürger in Deutschland. Hier werden Reiseberatungen mit der Empfehlung optimaler Zugverbindungen und Fahrkartenverkauf geleistet – ein Service auf den ein Großteil der Menschen nicht nur gerne zurückgreift, sondern sogar angewiesen ist.
Von den rund 82 Millionen Einwohnern in Deutschland sind rund 17 Millionen Menschen 65 Jahre und älter. Mehr als jeder Fünfte ist (nach Angaben des Statistischen Bundesamtes) damit im Rentenalter. Insbesondere für die älteren Menschen sind Reisezentren die entscheidenden Anlaufpunkte, wenn es um das Bahnfahren geht. Ein Großteil von ihnen hat enorme Berührungsängste beim Fahrkartenkauf am Automaten oder per Internet.

So wurde im vergangenen Jahr das Internet von nicht einmal einem Drittel der Menschen ab 65 Jahren genutzt (31 Prozent, Quelle: Statistisches Bundesamt). Seniorinnen und Senioren unterscheiden sich damit ganz erheblich vom Bevölkerungsdurchschnitt (Anteil der Internetnutzung in der Gesamtbevölkerung: 75 Prozent). Ihnen ist der technische und digitale Ticketkauf äußerst fremd oder gar unmöglich. Diese Tatsache kann und darf die Deutsche Bahn AG nicht ignorieren. Hinzu kommt,

Der Bahn-Fahrkartenautomat ist eher etwas für jüngere Bahnfahrer

dass Seniorinnen und Senioren ohnehin in ihrer Mobilität eingeschränkt sind, insbesondere dann, wenn sie das eigene Auto nicht mehr nutzen können. Umso mehr sind sie dann auf die Bahn angewiesen. Ihnen nun den, heute ohnehin schon durch oft lange Schlangen an vielen Schaltern geprägten Service der Reisezentren mehr und mehr durch den geplanten Stellenabbau vorzuenthalten, ist mit Blick auf die Infrastruktur-Verantwortung, die die Deutsche Bahn AG für die Bevölkerung hat, nicht hinnehmbar.

Wir appellieren daher an den Vorstand der Deutschen Bahn AG, seine Pläne, in den Reisezentren Personal abzubauen, aufzugeben. Die Menschen, die den Service der Reisezentren nutzen oder sogar zwingend darauf angewiesen sind, dürfen nicht zu den Verlierern der Bahn-Personalpolitik gehören.

Denn: Bahn bedeutet Mobilität. Und Mobilität bedeutet Teilhabe am Leben.

Wenn der Vorstand der Deutschen Bahn AG gegen die berechtigten Interessen eines Großteils seiner Kundinnen und Kunden agiert, dann ist der Bund gefordert.
Seniorinnen und Senioren in Deutschland haben eine Lobby. Ebenso wie die von den Kürzungsplänen betroffenen Beschäftigten in den Reisezentren. Und beide haben gute Gründe, die für den Erhalt des Services in den Reisezentren sprechen“.

Gemeinsam mit anderen

Dieses Schreiben der Allianz für den Bahnverkehr wurde von folgenden Organisationen und Verbänden, darunter das ESW, an den Bahnvorstand gerichtet: Der Eisenbahn- und Verkehrsgewerkschaft/EVG Berlin, der Verbraucherzentrale Bundesverband e.V. VZBV, dem Sozialverband VdK Deutschland e.V., dem Sozialverband Deutschland e.V. SoVD, der Arbeitsgemeinschaft SPD 60 plus AG SPD 60 plus, Die Grünen Alten GRÜNE ALTE, dem Diözesanrat der Katholiken im Bistum Passau und dem Evangelischen Seniorenwerk, Bundesverband für Frauen und Männer im Ruhestand ESW.

Was nützen superschnelle Züge, wie hier der TGV nach Paris, wenn der Bahnkunde lange Wartezeiten beim Fahrkartenkauf hinnehmen muss? Fotos: Kurt Witterstätter

Stärken einsetzen – Schwächen vorleben
ESW bei BAGSO-Fachtagung zum Sechsten Altenbericht

Rege vertreten war das Evangelische Seniorenwerk ESW bei der BAGSO-Fachtagung in Bonn zum Sechsten Altenbericht der Bundesregierung von 2010, der erstmals ja auch Aussagen zum Beitrag der Kirchen zum Alter enthielt. Beteiligt waren bei der resümierenden und weiterführenden Veranstaltung der Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisationen BAGSO, in der das ESW laufend mitarbeitet, sehr viele Altenverbände. Geleitet wurde die Auswertungs-Tagung von der BAGSO-Vorsitzenden Prof. Dr. Ursula Lehr unter Mitwirkung von Altenberichts-Kommissionsleiter Prof. Dr. Andreas Kruse. Seitens des ESW arbeiteten an der aufarbeitenden Tagung des Berichts „Altersbilder in der Gesellschaft“ in Bonn mit: Elisabeth Heinecke, Dr. Erika Neubauer, Dr. Thomas Neubert und Irmtraud Pütter. Von kirchlicher Seite wirkten auch mit das Sozialwissenschaftliche Institut der EKD sowie die Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit EAfA.

Homo amans und Homo patiens

Auf den Feldern Gesundheit, Medien, Altersgrenzen und Kirchen wurde der Sechste Altenbericht diskutiert. Prof. Dr. Andreas Kruse erteilte bei seiner Rekapitulation des Sechsten Altenberichts „Altersbilder in der Gesellschaft“ jeglicher Form starrer Altersgrenzen eine Absage. Sie seien willkürlich. Der Mensch bleibe bis ins hohe Alter kreativ. Kruse erweiterte die Kreativität aus der Erwerbsarbeit in Wirtschaft und Arbeitswelt auf den bürgerschaftlich-zwischenmenschlichen Bereich und erweiterte den produktiven Homo faber zum Anteil nehmenden Homo amans und zum Beispiel gebenden Homo patiens. Kruse führte dazu aus: „Schließlich denken wir, dass auch in der ganzen Art und Weise, wie ein Mensch sein Alter lebt, eine unglaubliche Produktivität und Kreativität zum Ausdruck kommen kann, alleine schon deswegen, weil er anderen, zum Teil eben auch jüngeren Menschen, zeigt, dass man auch mit Grenzen und Einbußen ein sehr bemerkenswertes glückliches und gutes Leben führen kann, was für unsere Anthropologie, was auch für das Verständnis von Leben, das sich in einem jungen Menschen nach und nach differenziert, nicht hoch genug geschätzt werden kann“.

Kruse rief dazu auf, von Rationierung mit altersgebundenen Einschränkungen zur Rationalisierung mit Fachlichkeit und Therapieplanung sowie zu Mitverantwortung und Engagement zu gelangen. Kruse nannte den kirchlichen Aufruf „Im Alter neu werden können“ beispielgebend. Die Kirchen sollten die Ressourcen und Potentiale alter Menschen nutzen, auf ihr Engagement bauen und vertrauen.

In den vier Foren der Bonner Fachtagung wurde zur Vertiefung des Sechsten Altenberichts vielerlei angesprochen. Im Forum „Gesundheitliche Versorgung“ wurde plädiert für eine bessere Versorgung alter Menschen mit Psychotherapie und bei Demenz sowie beim Übergang von der medizinischen Akutbehandlung in wohnortnahe Rehabilitation und Pflege. Im Forum Medien wurde eingeräumt, dass die Bilder von Generationenkonflikt und Generationenkrieg rückläufig seien. Katharina Geiger vom Deutschen Evangelischen Frauenbund rief dazu auf, gegenüber inakzeptablen medialen Darstellungen alter Menschen die Rolle des Kritischen Verbrauchers einzunehmen und Protest zu erheben.

Nicht an Ämtern kleben

Im Forum Altersgrenzen wurde gefordert, dass Altersgrenzen in der Arbeitswelt zum einen ökonomische Sicherheit geben müssten, aber auch so flexibel gehandhabt werden sollten, damit auch im Alter noch fehlende Rentenansprüche hinzu erworben werden könnten. In Ehrenämtern könnten Altersgrenzen dadurch das „Kleben an

Ämtern“ vermeiden, dass die Anzahl von Wiederwahlen begrenzt werden könnten. Elisabeth Heinecke vom ESW schlug hier vor, mit Freiwilligen Vereinbarungen über bestimmte Zeiträume abzuschließen. Im Forum Kirche wurde davor gewarnt, in der Abkehr von der Kirche auch einen Verlust des Glaubens zu sehen. Die sich an der Basis bildenden Netzwerke und Formen freiwilligen Engagements gelte es zu fördern. Ältere wünschten sich Aktivitäten, in denen das Interesse an einer Sache im Mittelpunkt stehe. Die Kirchen sollten Dr. Erika Neubauer vom ESW zufolge positive Beispiele von Mitwirkung in die Öffentlichkeit bringen und zum stärkeren Engagement im Raum der Kirche motivieren.

Leserbrief: Freue mich auf neuen Brief Informationsbriefe enthalten Erstaunliches

Viel Zustimmung erhält die Gestaltung der ESW-Informationsbriefe immer wieder aus dem Leserkreis. Hier nun die freundliche Zuschrift von Pfarrer Hartmut Bärend, Berlin, den unsere Leserschaft auch als kompetenten Verfasser von Beiträgen im Informationsbrief kennen. Bärend schrieb an ESW-Schriftleiter Kurt Witterstätter:

„Lieber Herr Prof. Witterstätter, es ist mir ein Anliegen, Ihnen einmal ganz herzlich zu danken. Die Informationsbriefe, die Sie ja verantwortlich bearbeiten, haben ein ausgezeichnetes Niveau. Das sehe ich auch gerade wieder bei der Ausgabe 70/4-2011. Die Beiträge sind sehr aktuell, geistreich, tiefgehend und zumeist auch spannend geschrieben. Vor allem die Lebensbilder zu den entsprechenden Jubiläen lese ich besonders gern. Ich freue mich auch, wie Sie Arbeitsfelder der Diakonie aufgreifen und bearbeiten lassen oder selbst dazu schreiben. Dass dann auch echte Altersfragen angesprochen werden: Es ist wirklich ganz erstaunlich, was die Briefe alles enthalten. Ganz herzlichen Dank für Ihre Kompetenz, die Sie hier einbringen, für Ihre Mühe um geeignete Themen und Autoren, für Ihren großartigen Einsatz. Ich freue mich immer auf die nächste Ausgabe und denke, dass das vielen anderen auch so geht.
Mit herzlichem Dank und Gruß, Hartmut Bärend“

Für Sie gelesen…

…von Hans Steinacker

Wenn nichts mehr geht…

…und man sich am Rande der Leistungsfähigkeit befindet oder dem absoluten Nullpunkt, dem Druck überhöhter Erwartungen, dem überbordenden Ehrgeiz, der Sucht nach Erfolg, dem falschen Lebenssinn ausgesetzt ist, sollte man den bekannten Psychotherapeuten Reinhold Ruthe konsultieren. Bei dem wohl aktuellsten Thema unserer Zeit, dem Burnout-Syndrom, sei auf sein praktisches Strategiebuch gegen Stress, Leistungsdenken, Selbstausbeutung und Arbeitssucht hingewiesen. Ruthe schärft unseren Blick nicht nur durch die uns in vielerlei Weise bedrängenden Stressvarianten, sondern er ermutigt uns, durch die wertvollen, beigegebenen Selbsterforschungsfragebogen ganz ehrlich sich selbst auf den Prüfstand zu stellen bzw. sich selbst auf die Schliche zu kommen.
Reinhold Ruthe. Wege aus der Burnout-Spirale. Paperback, 12 x 18,8 cm, 176 Seiten, 12,95 Euro. Brendow

Engel – mit und ohne Flügel

„Ein Engel ist nichts anderes als die Idee Gottes“. So sagte Meister Eckhardt. Der Verleger und Herausgeber Wolfgang Erk bekennt freimütig, dass ihn seit Jahren das Thema Engel nicht loslässt. So ist dieser vornehm gestaltete Band mit seinen Gedichten und Geschichten entstanden. Zwölf Zeichnungen von Paul Klee sind

dezent den Texten von Aichinger, Augustinus, Ausländer und Baudelaire über Benn, Böll, Celan, Chagall, Claudius und Cocteau bis hin zu Hölderlin, Kaschnitz, Rilke und Eva Zeller u. a. beigegeben. Wer an dem wuchernden Gefühlskitsch der esoterischen Rauschgoldengel leidet, wird sich gern diese opulente Anthologie auf seinen Nachttisch legen und mit ihren einfühlenden Texten in die Nacht eintauchen.
Mit einem Engel durchs Jahr. Lyrik und Prosa für 366 Tage. Herausgegeben von Wolfgang Erk. Leinen, Dünndruckpapier, Leseband, 12 x 21,5 cm, 480 Seiten, 20,-- Euro. Radius

Ein kunstvolles Kleinod

Homers uralter Klassiker gehört zu den großen Werken der Weltliteratur. Es ist die Schilderung der Abenteuer des Königs Odysseus von Ithaka und seiner Gefährten bei der Heimkehr aus dem Trojanischen Krieg. Auch wenn das Epos immer wieder neu übersetzt und modernisiert wird, meinen Altphilologen, sei die gängige Übersetzung von Johann Heinrich Voss aus dem 19. Jahrhundert unübertrefflich, ja, durch ihn in Deutschland erst wirklich bekannt geworden. Wohl, weil es ihm gelang, die Metrik der griechischen Verse in deutschen Hexametern kongenial widerzuspiegeln. Das hat wohl den Reprint-Verlag in Darmstadt veranlasst, die Übersetzung von J. H. Voss mit den 40 Zeichnungen von Friedrich Preller, seinem Weimarer Zeitgenossen, als noblen Buchschmuck in einen würdigen Rahmen zu stellen. Dieser Reprint der Leipziger Ausgabe von 1895 ist ein Schmuckstück für jede Bibliothek.
Homer. Odyssee. 22 x 29 cm, geb., Leseband, 326 Seiten, 39,90 Euro. Reprint Darmstadt

…von Kurt Witterstätter

Dem Engel näher

Einen sympathischen Altersratgeber ohne Fürchtemachen legen die ärztlichen Therapeuten Helmut Luft und Monika Vogt mit „Gutes Altern. Verborgene Chancen und Hindernisse“ vor. Sie plädieren für eine Lebensrückschau auf psychotherapeutischer Ebene, die vorhandene eigene Stärken zur Krisenbewältigung nutzt und hemmende Traumata überwinden hilft. Das Ziel des Autorenduos ist der einsichtige, gelassene, verantwortungsvolle Mensch, der den Tod nicht fürchtet: Dem Engel näher als dem Tier. Mit vielen Beispielen aus Mythologie, Literatur und Wissenschaft werden Durchblicke auf Traumata und Blockaden eröffnet. „Der Herbst des Lebens ist eine sehr gute Zeit, um die Ernte an Erkenntnissen und Erfahrungen einzubringen“, ist die Devise. Zur Todesbereitschaft ist die Vorstellung einer Transzendenz mit gütiger Annahme nach dem Ableben eine innerpsychische Notwendigkeit. Das lesenswerte Buch sieht das Lebensende als Heimkehr an.
Helmut Luft, Monika Vogt: Gutes Altern. Verborgene Chancen und Hindernisse. Frankfurt: Brandes & Apsel 2011, 262 Seiten, ISBN 978-3-86099-708.6, 24,90 Euro

Genuss mit Reue

Mit journalistischem Spürsinn geht Fernsehmoderator Sven Kuntze in „Altern wie ein Gentleman. Zwischen Müßiggang und Engagement“ seinem eigenen Altern nach. Ihm hilft die Mischung aus gelegentlichem, nachberuflichem Engagement, Genuss und Selbstironie. Die Ironie trägt dazu bei, im Genuss jene Vorwürfe zu ertragen, die er sich als intelligenter Zeitgenosse dafür macht, dass er und seine Altersgenossen den Jüngeren Staatsschulden, verbrauchte Erde und immer weniger Nachkommen hinterlassen haben. Genuss mit Reue sozusagen, denn dafür absolvierte Kuntze sogar ein dreimonatiges Praktikum in einem Kölner Altenzentrum. Dies eröffnete ihm den Blick auf die pflegebedürftigen Hochbetagten, die er als „stille Helden“ ausmacht. Ihrem Los, Einsamkeit und Siechtum, will er mit sozialen Netzwerken, Betreutem und Gemeinschafts-Wohnen sowie Freitod begegnen. Die Todesangst der „stillen Helden“ von heute kann nämlich der heute bei ihnen allenfalls noch vorhandene „Restglaube“ im Gegensatz zu früherer Glaubensgewissheit nicht mehr aushalten. Das Kapitel „Bedürfnis nach Gewissheit“ (Seiten 117 bis 131) dieses ehrlichen und durch-

dachten Buches ist besonders lesenswert. Schließlich hat Kuntze jüngst wieder die Bibel auf seinem Nachttisch liegen.
Sven Kuntze: Altern wie ein Gentleman. Zwischen Müßiggang und Engagement. München: C. Bertelsmann 2011, 256 Seiten. ISBN 978-3-570-10091-2. 19,99 Euro

Demografische Krise fordert

Die demografische Verschiebung mit immer mehr Älteren bei Abnahme der Zahl Jüngerer macht vielfach unsicher. Rentenzahlungen und Gesundheits- wie Pflegeleistungen scheinen schwieriger zu werden. Die Gegenrechnung sich erhöhender Produktivität in den Wohlstandsländern und partieller Bevölkerungsabnahme bei einer Weltbevölkerung von sieben Milliarden Menschen wird seltener aufgemacht. Auch Kirstin Pfefferkorn legt in ihrem populärwissenschaftlichen, bei Wagner-Gelnhausen erschienenen, 111seitig erschienenen Büchlein „Die Altenrepublik - Von der Herausforderung zur Chance“ den Akzent auf Geburtenrückgang und Überalterung. Sie plädiert zum Ausgleich für eine Revitalisierung der Familie und für vermehrte Selbstständigkeit und Aktivität der Alten. Im vierten Kapitel ihrer „Altenrepublik“ zeigt die Autorin ihre Wege aus der Krise auf: Familienfreundlichere Ausrichtung der Lebensumstände, längere Erwerbsbeteiligung der Älteren, erhöhte Gesundheitssorge und bürgerschaftliches Engagement der alten Menschen. Aufgerufen wird zu einer integrierten Familien-, Senioren-, Arbeitsmarkt- und Bildungspolitik.
Kirstin Pfefferkorn: Die Altenrepublik. Von der Herausforderung zur Chance. Gelnhausen: Wagner-Verlag 2011. 111 Seiten. ISBN 978-3-86683-997-7. 9,80 Euro

Wer soll das lesen? Neufeld-Verlag hilft Autoren

Kennen Sie das: Man hat eine Erinnerung, eine Idee oder einen Traum und ängstigt sich, dass man alles wieder vergisst? Also schreibt man es sich auf. Manche haben gar zum Fixieren ihrer Träume Zettel und Bleistift auf dem Nachttisch liegen. Das Niedergeschriebene mag dann ganze Zettelkasten ergeben. Wird in diese Notizen dann noch eine gewisse ordnende Systematik gebracht, ist es zum Buch nicht mehr weit.

Nur: Wer sollte einem das drucken? Wer will es lesen? Abhilfe schafft hier jetzt der Neufeld-Verlag in Schwarzenfeld mit seinem Autoren-Angebot „Wortschatz“ zu Lektorierung, Druck und Vertrieb von Büchern von Menschen, die schon immer einmal Autorin/Autor werden wollten.
Im neuen Neufeld-Angebot heißt es: „Wenn Sie Ihre eigene Buchidee realisieren, Diplomarbeiten/Dissertationen oder Lyrik veröffentlichen möchten, stehen wir Ihnen gerne als engagierter Dienstleister zur Verfügung“, so Verleger David Neufeld. Der Auftraggeber entscheidet ganz einfach selbst, in welchen Bereichen er professionelle Unterstützung in Anspruch nehmen möchte: Der Verlags-Service reicht von Lektorat/Korrektorat, Satz/Grafik, Umschlaggestaltung und Druck bis hin zur Aufnahme ins Verzeichnis lieferbarer Bücher mit ISBN-Nummer, dem Verkauf in Kommission, auch an den Buchhandel/Großhandel, der Registrierung bei Online-Buchhändlern oder der Produktion von Werbemitteln 2004 gründete David Neufeld den Neufeld-Verlag, der jährlich zehn bis fünfzehn Titel herausgibt. Neben dem Schwerpunkt christliches Sachbuch gibt es seit kurzem auch ein engagiertes Verlagsprogramm mit Büchern und anderen Medien zum Thema Behinderung/Down-Syndrom. Das Motto hier lautet: „Wie gut, dass jeder anders ist!“

Kontakt: Edition Wortschatz, VdK-Str. 19, D-92521 Schwarzenfeld, Telefon 09435.502449, Mail: info@edition-wortschatz.de .

Barrierefrei planen und bauen
Selbsthilfe Körperbehinderter legt Hilfe vor

Wie breit muss eine Tür sein? Was bedeutet Barrierefreiheit in Zentimetern? Antworten auf diese und mehr Fragen werden in der neuen Beratungsbroschüre „ABC Barrierefreies Bauen“ des Bundesverbandes Selbsthilfe Körperbehinderter Krautheim gegeben. Auf über 130 Seiten werden wichtige Begriffe der DIN-Norm 18040-1 anhand leicht verständlicher Grafiken und Beispiele erklärt. Jeder, der sich mit einem Bauvorhaben befasst, kann nach einer kurzen Lektüre Lebensräume gestalten, die ohne fremde Hilfe zugänglich und nutzbar sind. Auch in der Vielzahl von Finanzierungsmöglichkeiten gibt die Broschüre Aufschluss darüber, wer Fördermittel zuteilt und welche Förderung für den jeweiligen Leser in Frage kommen. Um die eigene Planung auf die Schnelle zu überprüfen, ist hinter der letzten Seite der Broschüre eine handliche Checkliste angefügt, welche die wichtigsten Punkte der Schrift in einem Raster knapp zusammenfasst. Die Broschüre ist gegen eine Schutzgebühr von 5 Euro erhältlich beim Bundesverband Selbsthilfe Körperbehinderter e.V., Altkrautheimer Straße 20, 74238 Krautheim, Tel. 06294.428170, Mail: info@bsk-ev.org

Der Vorstand tagt
Tagungsort im März ist Hannover

Die nächste Sitzung des Vorstands des Evangelischen Seniorenwerks ist einberufen auf Dienstag, 13. März 2012, in Hannover. Diese Sitzung dient unter anderem der Vorbereitung der Tagung mit ESW-Mitgliederversammlung vom 4. bis 7. Juli 2012 in Berlin im Hotel Carolinenhof in Wilmersdorf, Landhausstraße 10.

Das Redaktionsteam des Infobriefes wünscht seinen Leserinnen und Lesern für 2012 alles Gute, Glück und vor allem Gesundheit

Diakonie
Evangelisches Seniorenwerk

Bundesverband für Frauen und Männer im Ruhestand e.V.

ESW-Geschäftsstelle
Postfach 10 11 42
70010 Stuttgart

Telefon 0711-21 59-137
Fax 0711-21 59-550

Antrag auf Einzel-Mitgliedschaft im EVANGELISCHEN SENIORENWERK

Bundesverband für Frauen und Männer im Ruhestand e.V.

Name / Titel _____

Vorname _____

Beruf _____

Geburtsdatum _____

Anschrift _____

_____

Telefon _____

Fax _____

E-mail _____

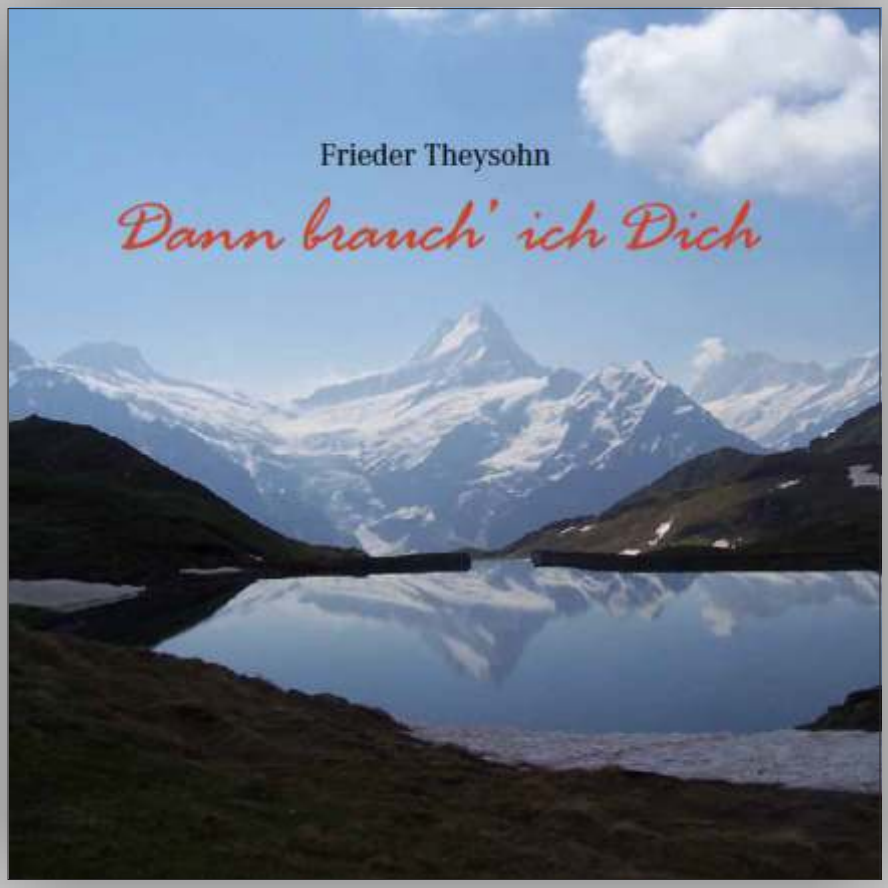
Der Jahresbeitrag beträgt ab 01.01.2006

Einzelperson 30 € Ehepaar 35 €

(bitte Zutreffendes ankreuzen)

Ort, Datum Unterschrift

- Dieser Antrag gilt für eine Person.
- Ehepartner, die ESW-Mitglieder werden wollen, bitte einen **extra Antrag** (Kopie der Vorlage) ausfüllen.
- Ehepartner und Freunde können als Gäste alle ESW-Angebote nutzen.
- Jedes Mitglied erhält einen Mitgliedsausweis sowie vierteljährlich den ESW-Informationsbrief und je nach Bedarf weitere Informationen.



Frieder Theysohn. Dann brauche ich Dich. Gedichte aus dem Krankenbett 2007. Evangelisches Seniorenwerk, Stuttgart 2011, 48 Seiten

Drei Jahre nach seinem Tode sind wir so weit, einen Wunsch von Frieder Theysohn, zu erfüllen, Gedichte, die er während seiner letzten Krankenzeit geschrieben hat, zusammen mit Fotos zu veröffentlichen. Frieder Theysohn hatte auch eine musische Seite. Er hat komponiert und Gedichte hat er auch schon früher veröffentlicht. In seinem Vorwort bringt Kirchenpräsident Schad auf den Punkt, aus welcher Quelle das gleichermaßen engagierte wie gewinnende und einnehmende Wesen von Frieder Theysohn entspringt: „Sich der harten Wirklichkeit des Todes zu stellen, aber ihr nicht den Sieg, nicht den Triumph des letzten Wortes zu gönnen, das hat das Leben von Frieder Theysohn geprägt." Seine Gedichte muten an wie so viele Transparente, durch die diese Überzeugung immer wieder durchscheint, auch wenn seine Freude an der Beobachtung und seine Lust sich auf Abenteuerreisen einzulassen unübersehbar ist.

Gegen eine Spende ist „Dann brauch ich Dich" zu beziehen über die Geschäftsstelle des Evangelischen Seniorenwerkes e.V. Frau Anneliese Alber, Stafflenbergstr.76, 70184 Stuttgart; Postfach 101142, 70010 Stuttgart; esw@diakonie.de

Herausgeber:
EVANGELISCHES SENIORENWERK - Bundesverband für Frauen und Männer im Ruhestand e.V.

Vorsitz:
Klaus Meyer, Schlieffenstr. 3, 90491 Nürnberg
Telefon/Fax: 0911/591602,
e-Mail: Vorstand@eswb.de

Redaktion:
Prof. Kurt Witterstätter, Alfred-Delp-Str. 1, 67346 Speyer -V.i.S.d.PR-
Tel.: 06232/3793, e-Mail: Kurt.Witterstaetter@t-online.de

Layout und Satz:
Manfred Storck, Virchowstr. 14, 67063 Ludwigshafen
Tel.: 0621/523754, Fax: 0621/62900160, e-Mail: Manfred.Storck@t-online.de oder esw.pressebuero@gmx.de

Zuschriften, Druckvorlagen und Fotos werden an die Redaktion erbeten!

Redaktionsschluß für die ESW-Info 2-2012 ist der 1. März 2012

Ständige Mitarbeiter:
Ingrid Bader und Gudrun Dirscherl, Ludwigshafen;
Druck: DW-Druckerei, Filderstadt.

Versand:
ESW-Geschäftsstelle
Frau Anneliese Alber

Der ESW-Informationsbrief erscheint vierteljährlich. Der Bezugspreis wird durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Nachdruck gestattet, Belegexemplare sind Pflicht.

Geschäftsstelle
Stafflenbergstraße 76
70184 Stuttgart
Postfach 10 11 42
70010 Stuttgart
Telefon: (07 11) 21 59 - 136 / 137
Telefax: (07 11) 21 59 - 550
esw@diakonie.de
www.evangelisches-seniorenwerk.de